



# Blick in die Wissenschaft 39

Forschungsmagazin der Universität Regensburg

## DIMENSIONEN DER ERINNERUNG DOSSIER FLOSSENBÜRG

Heft 39 | 28. Jahrgang 2019 | € 7,00 | ISSN 0942-928-X



### INTERVIEW

Shelomo Selinger:  
Die zwei Seiten  
des Granits

### ARTIKEL

Neue Dimension  
der Erinnerungsarbeit

»was bleibt?«

Literatur  
und strukturelle  
Dissoziation

*Nacht und Nebel*  
trotz allem

Gedeih und auch  
Verderb

### SPOTLIGHT

Wissenstransfer:  
Digitalisierung

### ARTIKEL

*Matelotage, manioc,  
maron*

Philosophie trifft  
Theologie

### INTERVIEW

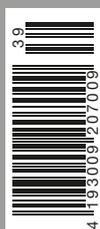
Neue Quantenwelt:  
Leibniz-Preisträger  
Rupert Huber

### SPOTLIGHT

Wie alt werden  
Pflanzen?

Big Data auch im Wald

Bildhauer Shelomo Selinger © Claude Olivier





# DAS ERFOLGREICHE INNOVATIONSZENTRUM MADE IN REGENSBURG



## Gesundheitsbranche Regensburg

- 1,8 Mrd. Euro Umsatz
- 20.000 Beschäftigte

## Cluster BioRegio Regensburg

- 55 Firmen (Lebenswissenschaften)
- 3.980 Beschäftigte

## BioPark Regensburg

- 18.000 m<sup>2</sup> Fläche
- 38 Firmen, 608 Mitarbeiter.
- 64 Firmengründungen seit 1999
- flexible Mieteinheiten & Einzelbüros
- unmittelbarer Autobahnanschluss
- direkt auf dem Uni-Campus
- eigene Kindertagesstätte
- Hörsaal & Konferenzräume

Ein Unternehmen der Stadt Regensburg

Mitglied von



**Blick in die Wissenschaft  
Forschungsmagazin  
der Universität Regensburg**

ISSN 0942-928-X

Heft 39

28. Jahrgang

**Herausgeber**

Prof. Dr. Udo Hebel

Präsident der Universität Regensburg

**Redaktionsleitung**

Prof. Dr. rer. nat. Ralf Wagner

**Redaktionsbeirat**

Prof. Dr. jur. Christoph Althammer

Prof. Dr. rer. nat. Bernd Ammann

Prof. Dr. rer. nat. Ferdinand Evers

Prof. Dr. rer. nat. Mark W. Greenlee

Prof. Dr. theol. Andreas Merkt

Prof. Dr. phil. Omar W. Nasim

Prof. Dr. rer. nat. Klaus Richter

Prof. Dr. rer. pol. Daniel Rösch

Prof. Dr. med. Ernst Tamm

Prof. Dr. paed. Oliver Tepner

Prof. Dr. phil. Isabella von Treskow

**Editorial Office**

Dr. phil. Tanja Wagensohn

Universität Regensburg

93040 Regensburg

Telefon (09 41) 9 43-23 00

Telefax (09 41) 9 43-33 10

**Verlag**

Universitätsverlag Regensburg GmbH

Leibnizstraße 13, 93055 Regensburg

Telefon (09 41) 7 87 85-0

Telefax (09 41) 7 87 85-16

info@univerlag-regensburg.de

www.univerlag-regensburg.de

Geschäftsführer: Dr. Albrecht Weiland

**Abonnementservice**

Oliver Hundsrucker

o.hundsrucker@univerlag-regensburg.de

**Anzeigenleitung**

Larissa Nevecny

MME-Marquardt

info@mme-marquardt.de

**Herstellung**

Universitätsverlag Regensburg GmbH

info@univerlag-regensburg.de

**Einzelpreis € 7,00**

**Jahresabonnement**

bei zwei Ausgaben pro Jahr

€ 10,00 / ermäßigt € 9,00

für Schüler, Studierende und Akademiker/innen im Vorbereitungsdienst (inkl. 7 % MwSt) zzgl. Versandkostenpauschale € 1,64 je Ausgabe. Bestellung beim Verlag.

Für Mitglieder des **Vereins der Ehemaligen Studierenden der Universität Regensburg e.V.** und des **Vereins der Freunde der Universität Regensburg e.V.** ist der Bezug des Forschungsmagazins im Mitgliedsbeitrag enthalten.

»Zukunft braucht Erinnerung«, so das Motto der Ordensverleihung im Schloss Bellevue am Tag des Ehrenamtes im Dezember des vergangenen Jahres. »Es gibt kein Ende des Erinnerns!« mahnt Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier. »Gerade wenn es um das Leid und das Unrecht geht, das von Deutschen begangen wurde, gerade wenn es um die Verantwortung geht, die daraus erwächst, darf es keinen Schlusstrich und auch keine Wende zu einem neuen Nationalismus geben. Diese Erinnerung, von der ich spreche, ist weder Schande noch Schwäche. Im Gegenteil: Sie macht uns stärker, sie stärkt unsere Sensibilität für die Demokratie und die Würde des Menschen!« In seiner Rede wünscht sich der Bundespräsident auch, »dass wir mehr Aufmerksamkeit, mehr Herzblut und auch mehr finanzielle Mittel den Orten und Protagonisten unserer Demokratiegeschichte widmen.«

Die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg markiert einen der bedeutendsten Erinnerungsorte der NS-Geschichte in Deutschland. Auf der Grundlage zahlreicher gemeinsam durchgeführter Forschungs- und Lehrprojekte erweiterten und institutionalisierten die Universität Regensburg und die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg am 9. August ihre besondere Zusammenarbeit. Dem entsprechend widmet der *Blick in die Wissenschaft* in dieser Ausgabe dem Thema »Erinnerungsort Flossenbürg« ein besonderes Augenmerk:

Professor Udo Hebel, Präsident der Universität Regensburg, blickt in seiner Rede »Neue Dimensionen der Erinnerungsarbeit« anlässlich des Festaktes zur Unterzeichnung des Kooperationsvertrages auf die Historie, die Idee und den Anspruch dieser in Europa einmaligen Kooperation zurück. Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen berichten weiter über die 250-jährige Historie des Granit-Steinbruchs, in dem Häftlinge des KZ Flossenbürg in den Jahren von 1938 bis 1945 unter unmenschlichen Bedingungen zu Tode kamen, über die transnationale Erinnerungsforschung und die Frage nach den Erinnerungen von Überlebenden, betroffenen Familien, Tätern, Mitläufern und Zusehern, über den Einfluss von Psychotraumata auf das Erinnern sowie über die Verarbeitung und Wertung von NS-Verbrechen in Film und Literatur.

Besonders lesenswert ist das Gespräch mit einem Überlebenden, dem 1928 geborenen und heute in Paris lebenden Bildhauer Shelomo Selinger, der am 26. April 2015 anlässlich des Gedenkakts zum



© UR/Editorial Office

70. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers nach Flossenbürg zurückgekehrt ist. Eindrucksvoll erzählt er über das unerträgliche Nebeneinander absoluter Grausamkeit und der Schönheit der Natur, die Rettung durch Kunst, die Ambiguität des Granits und wie es kam, dass er zu Hause ein Stück Flossenbürg Granit aufbewahrt.

Ergänzend wie immer auch in dieser Ausgabe spannende Arbeiten aus anderen Fakultäten, darunter passend zum aktuellen Zeitgeschehen eine Rede von Professor Volker Depkat »Wider die Vereinfacher und Vereindeutiger« und »die Macht und Ohnmacht der Geisteswissenschaften in der Gegenwart«. Er spricht über nationale Homogenitätsfiktionen und illusionsgeleitete Politik, die Marginalisierung von NS-Verbrechen sowie die Verrohung der öffentlichen Diskussion und ermuntert die Absolventen der Geisteswissenschaften als Ambiguitäts- und Komplexitätsexperten danach zu streben, die menschliche Existenz in ihrer Kontextualität begreifen zu wollen.

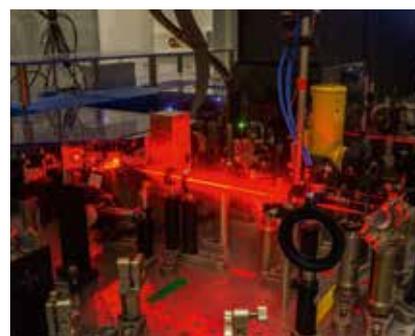
Aus aktuellem Anlass ebenfalls in dieser Ausgabe ein Interview mit unserem gerade ausgezeichneten Leibniz-Preisträger und Physiker Professor Rupert Huber. Unter anderem erläutert er die Bedeutung seiner prämierten Forschung für unser tägliches Leben und pointiert, was gute Lehre an der Hochschule auszeichnet.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine anregende und ertragreiche Lektüre.

Prof. Dr. Ralf Wagner  
Redaktionsleitung

# Inhalt

●	<b>Neue Dimension der Erinnerungsarbeit</b>	3
	<i>Udo Hebel</i>	
●	<b>»was bleibt?«</b>	7
	<i>Birgit M. Bauridl</i>	
●	<b>Literatur und strukturelle Dissoziation</b>	14
	<i>Isabella von Treskow</i>	
●	<b><i>Nacht und Nebel</i> trotz allem</b>	21
	<i>Bernhard Dotzler</i>	
●	<b>Gedeih und auch Verderb</b>	26
	<i>Ursula Regener</i>	
	INTERVIEW	
●	<b>Die zwei Seiten des Granits: Der Bildhauer Shelomo Selinger</b>	32
	<i>Jonas Hock</i>	
	SPOTLIGHT	
●	<b>Wissenstransfer: Digitalisierung</b>	38
	<i>Thomas Schmidt, Christian Wolff</i>	
	REDE	
●	<b>Wider die Vereinfacher und Vereindeutiger</b>	41
	<i>Volker Depkat</i>	
●	<b>Analytische Philosophie trifft Theologie</b>	46
	<i>Thomas Schärtl-Trendel</i>	
	SPOTLIGHT	
●	<b>Wie alt werden Pflanzen? Warum sterben sie?</b>	50
	<i>Peter Poschlod, Sergey Rosbakh</i>	
	INTERVIEW	
●	<b>Neue Quantenwelt: Leibniz-Preisträger Rupert Huber</b>	53
	<i>Oliver Tepner</i>	
	SPOTLIGHT	
●	<b>»Big Data« auch im Wald</b>	56
	<i>Lisa Hülsmann</i>	
●	<b><i>Matelotage, manioc</i> und <i>maron</i></b>	58
	<i>Ingrid Neumann-Holzschuh, Evelyn Wiesinger</i>	



# Neue Dimension der Erinnerungsarbeit

## Universität Regensburg und KZ-Gedenkstätte Flossenbürg erweitern und institutionalisieren ihre Kooperation

Udo Hebel

**Der über längere Zeit entwickelte Gedanke einer intensiveren Zusammenarbeit mündet 2018 in einer institutionalisierten Partnerschaft: Am 9. August 2018 unterzeichnen der Präsident der Universität Regensburg Professor Dr. Udo Hebel, Staatsminister Bernd Sibler, der Leiter der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg Dr. Jörg Skriebeleit und der Direktor der Stiftung Bayerische Gedenkstätten, Mitglied des Landtags Karl Freller, eine Kooperationsvereinbarung zwischen Universität Regensburg und KZ-Gedenkstätte Flossenbürg. Der Präsident der Universität Regensburg blickt in seiner Rede anlässlich der Unterzeichnung auf Idee und Anspruch dieser besonderen Kooperation.**

»Der heutige Tag hier in Flossenbürg ist ein wichtiger Tag und ein guter Tag. Wir gießen heute eine schon länger laufende Entwicklung fruchtbarer Zusammenarbeit und ertragreicher wissenschaftlicher und mittlerweile auch freundschaftlicher Beziehungen zwischen der Universität Regensburg und der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg in eine neue Form der institutionalisierten Kooperation. Wir bringen eine an sich schon sehr bemerkenswerte Zusammenarbeit in die nächste Dimension – mit hohem Verantwortungsanspruch, mit großem Zukunftspotential und mit vielversprechenden Perspektiven.

Dem heutigen Tag gehen bereits zahlreiche Forschungs- und Lehrprojekte in Zusammenarbeit zwischen der Universität Regensburg und der Gedenkstätte Flossenbürg voraus, für deren stets exzellente

Betreuung durch die Gedenkstätte ich an dieser Stelle noch einmal herzlich danke. Dem heutigen Tag und der Unterzeichnung der Kooperationsvereinbarung gehen aber vor allem auch viele produktive Gespräche und viele weitsichtige Überlegungen zur Fortentwicklung und Intensivierung dieser in Deutschland und Europa wohl einzigartigen Zusammenarbeit zwischen einer Universität und einer KZ-Gedenkstätte voraus – Gespräche und Überlegungen, für die ich allen Beteiligten und allen Verantwortlichen an den unterschiedlichsten Stel-

len im Namen der Universität Regensburg und auch ganz persönlich ebenso herzlich danke.

\*

Die Gedenkstätte Flossenbürg und ihr Leiter waren mir schon vor meinem ersten tatsächlichen Besuch hier vor Ort in der Oberpfalz bekannt – allerdings eher aus räumlicher Distanz und eher wissenschaftlich-theoretisch, da die Erforschung von Erinnerungskulturen und besonders die Erforschung von transnationalen Erinnerungsorten und von Erinnerungspolitik

### Die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

Die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg in der Oberpfalz ist ein Erinnerungsort mit einer innovativ gestalteten Ausstellung, einer international vernetzten Wissenschaftsabteilung und einer modernen Vermittlungsarbeit. Die Gedenkstätte informiert am historischen Ort über die im Lagerkomplex Flossenbürg zwischen 1938 und 1945 verübten Verbrechen und bewahrt die Erinnerung an die rund 84 000 Männer und 16 000 Frauen aus über 30 Ländern, die zwischen 1938 und 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg und seinen Außenlagern inhaftiert waren. Vielfältige Bildungsangebote, etwa Ausstellungen, Rundgänge oder Seminare, ermöglichen am historischen Ort eine kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte des Konzentrationslagers und der nationalsozialistischen Vergangenheit.

Entsprechend ihrem gesetzlichen Auftrag arbeitet die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg im historiographisch-wissenschaftlichen, archivalischen, pädagogischen und bau-konservatorischen Sinn. Sie ist in ihren Arbeitsfeldern international in die einschlägigen Netzwerke der zeithistorischen Institutionen und Museen ebenso wie in thematisch verwandte Forschungs- und Bildungseinrichtungen eingebunden. Im Rahmen der Vernetzung internationaler Digitalisierungsprojekte historischer Quellenbestände nimmt die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg eine Schlüsselposition ein.

<https://www.gedenkstaette-flossenbuerg.de/>

<https://www.gedenkstaette-flossenbuerg.de/literatur/>



Foto © KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

1 Bei der Unterzeichnung der Kooperationsvereinbarung zwischen KZ-Gedenkstätte Flossenbürg und Universität Regensburg im August 2018 (v. r.) Dr. Jörg Skriebeleit, Präsident Prof. Dr. Udo Hebel, Staatsminister Bernd Sibler und MdL Karl Freller.

in multikulturellen und multiethnischen Gesellschaften ein zentraler Forschungsschwerpunkt meines Lehrstuhls für Amerikastudien an der Universität Regensburg

ist und Dr. Skriebeleits wissenschaftlich hervorragendes Buch »Erinnerungsort Flossenbürg« stets zur Pflichtlektüre von Studierenden und Mitarbeitern gehörte.

Mittlerweile ist mir – wie zahlreichen Kolleginnen und Kollegen der Universität Regensburg auch – der Erinnerungsort Flossenbürg mit seinem ganz spezifischen Konzept, mit seinen höchstmotivierten und höchstkompetenten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und mit seiner ganz besonderen, zukunftsgerichteten Erinnerungsarbeit sehr konkret bekannt und auch persönlich sehr vertraut geworden – auf Führungen, auf wissenschaftlichen Tagungen, bei Vorträgen von Mitarbeitern der Gedenkstätte, bei privaten Besuchen mit Freunden und Besuchern und eben auch und vor allem in den vielen Treffen und Gesprächen mit ihrem Leiter und *Spiritus Rector*, Dr. Jörg Skriebeleit.

Als ich dann in den vergangenen zwei Jahren auf den internationalen Delegationsreisen des zu dieser Zeit noch gemeinsamen Kultus- und Wissenschaftsministeriums unter der Leitung des damaligen Staatssekretärs und heutigen Staatsministers Bernd Sibler auf fernen Kontinenten unter anderem auch MdL Karl Freller von der Kooperation zwischen der Universität Regensburg und der Gedenkstätte erzählte und dabei auf ebenso viel Offenheit und Unterstützung für das Projekt einer Part-



Foto © KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

2 Ehemalige Kommandantur (links) und ehemaliges SS-Kasino, nun Seminargebäude und Café (Mitte) der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg.

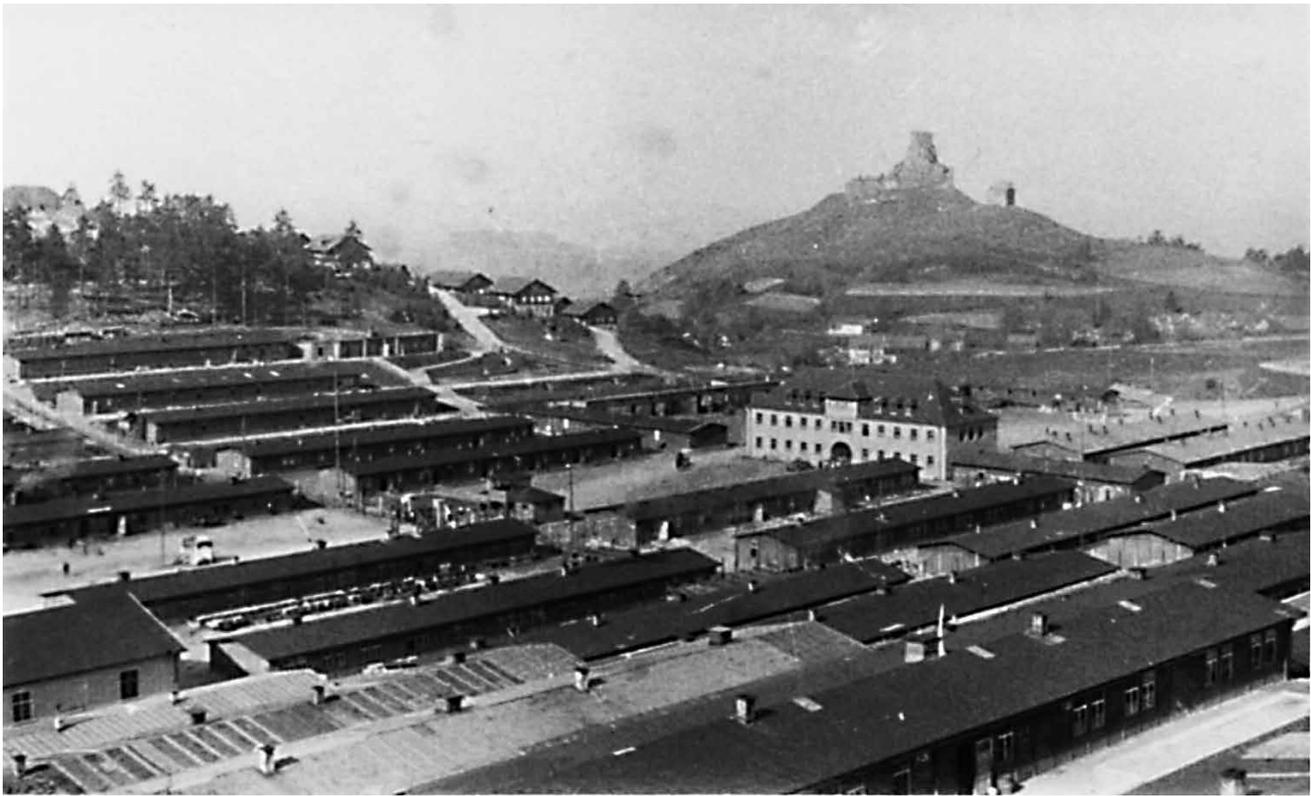


Foto © KZ-Gedenkstätte Flossenbürg



Foto © KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

3 Gelände des KZ Flossenbürg im Mai 1945.

nerschaft zwischen Universität und Gedenkstätte stieß wie in den Gesprächen mit Staatsminister Sibler, da war aus dem wissenschaftlichen Referenzpunkt und Forschungsgegenstand Flossenbürg längst schon so viel mehr geworden: ein beson-

deres Anliegen für die Universität Regensburg, das viele Menschen an der Universität Regensburg mit mir selbst teilen. Diese besondere Verbundenheit bringe ich als Präsident der Universität Regensburg mit der Teilnahme an der alljährlichen Befrei-

ungsfeier im April auch ganz persönlich zusammen mit meiner Frau sehr gerne zum Ausdruck.

\*

Wenn wir nunmehr heute die Kooperationsvereinbarung zwischen der Universität

## Dossier Flossenbürg

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Universität Regensburg nähern sich dem thematischen Feld »Flossenbürg« in dieser Ausgabe unseres universitären Forschungsmagazins aus verschiedenen Perspektiven. Dazu gehören Historie und Erinnerungskultur, Film, Literatur und Psychotraumatologie. Ergänzt werden die Beiträge durch das Gespräch mit einem Überlebenden: Dem 1928 geborenen und heute in Paris lebenden Bildhauer Shelomo Selinger.

Regensburg und der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg zur Weiterentwicklung und Intensivierung unserer Zusammenarbeit unterzeichnen, so beschreiten wir – ausgehend von dem bewährten Fundament, Potential und Vertrauen – neue Wege und eröffnen innovative Optionen für Wissenschaft, Forschung, Bildung und auch gemeinsame Erinnerungsarbeit im verantwortungsvollen Bewusstsein der Vergangenheit und mit einer ebenso verantwortungsbereiten Zukunftsorientierung.

Im Text der Kooperationsvereinbarung wird eine Vielfalt an Perspektiven und Formaten für eine bildungs- und gesellschaftspolitisch hochrelevante sowie wissenschaftlich, organisatorisch und infra-

strukturell ertragreiche Zusammenarbeit genannt – von gemeinsamen Forschungs-, Archiv-, und Digitalisierungsprojekten über die Einbindung der Gedenkstätte in universitäre Studienangebote bis hin zu wissenschaftlichen Tagungen, Seminaren, Lehrerfortbildungen und Programmen oder Fellowships für internationale Gaststudierende und Gastwissenschaftlerinnen und Gastwissenschaftler. Vieles ist in der heutigen Kooperationsvereinbarung also schon erwähnt und wird die Präsenz der Universität Regensburg hier vor Ort erhöhen.

Aus Sicht der Universität Regensburg als Volluniversität mit einem breiten Spektrum an inter- und multidisziplinären Wissenschaftsfeldern, mit einem weltweit ausgespannten Netzwerk an internationalen Partnerschaften insbesondere auch nach Ost- und Südosteuropa sowie nach Amerika, mit einer innovativen wissenschaftlichen Infrastruktur und mit einer Vielzahl an hochkreativen und sozial und politisch engagierten studentischen Musik- und Theaterensembles ist mittel- und langfristig aber sicher auch noch mehr an zukunfts-trächtigen Kooperationsoptionen zur weiteren Stärkung der Präsenz der Universität Regensburg denkbar.

\*

Universität und Gedenkstätte verfolgen viele ähnliche und identische Ziele und haben ungeachtet der Unterschiedlichkeit der beiden Einrichtungen eine kongeniale Selbstkonzeption als transnationale Orte und als Plattformen für transnationale Begegnungen.

Eine enge Kooperation zwischen der Universität Regensburg und der Gedenkstätte Flossenbürg spiegelt das Selbstverständnis unserer Universität als regional in der Verantwortung und international in der Ausstrahlung in Forschung, Lehre und Wissenstransfer.

Die Universität Regensburg betrachtet die Fortentwicklung und Intensivierung der Partnerschaft mit der Gedenkstätte Flossenbürg als einen wichtigen Teil ihrer bildungs- und gesellschaftspolitischen Rolle – als einen wichtigen Teil ihrer erinnerungsbewussten und zukunftsorientierten Verantwortung in der Region und weit darüber hinaus in der wissenschaftlichen Kooperation und in internationalen Begegnungen über alle Grenzen hinweg.

Im Geiste des ebenso altehrwürdigen wie zukunftsfesten Selbstverständnisses der *universitas als humanitas* gibt es kaum eine sinnvollere Verpflichtung und kaum ein sinnfälligeres Anliegen als eine Partnerschaft zwischen der Universität Regensburg und der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg.

Insofern ist der heutige Tag mit der Unterzeichnung der Kooperationsvereinbarung zwischen der Universität Regensburg und der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg mit Fug und Recht ein wichtiger und ein guter Tag – ein entscheidender weiterer Schritt, ja ein Meilenstein auf dem zukunftsgerichteten Weg zu noch mehr wissenschaftlichem Austausch, zu noch mehr Weltoffenheit und zu noch mehr persönlichen und menschlichen Begegnungen.«



Foto © Petra Homeier

Prof. Dr. **Udo Hebel** studierte Amerikanistik, Anglistik, Germanistik und Pädagogik an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und als Stipendiat der Deutsch-Amerikanischen Fulbright Kommission in Mississippi, USA. Nach dem ersten und zweiten Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien wurde er 1988 an der Universität Mainz promoviert und 1995 mit der *Venia Legendi* für das Fach »Amerikanistik« habilitiert. 1995 Professor für Amerikanische Literatur- und Kulturgeschichte an der Universität Potsdam; 1996 bis 1998 Professor für Nordamerikanische Literaturwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. 1998 übernahm er den **Lehrstuhl für Amerikanistik/American Studies** an der Universität Regensburg. Rufe an die Universitäten Kassel, Mainz und Freiburg lehnte er danach ab. Seine Publikationsliste umfasst 15 Bücher, mehrere von ihm herausgegebene Zeitschriftenhefte und mehr als 60 Aufsätze aus dem interdisziplinären Wissenschaftsfeld der Amerikastudien. Mehrjährige Forschungsaufenthalte in den USA führten ihn an die University of Michigan, Ann Arbor und an die Harvard University, Gastprofessuren u. a. an das Colorado College, Colorado Springs, CO. Er ist gewähltes Mitglied der American Antiquarian Society,

Worcester, MA, USA. Er war u. a. Präsident der Deutschen Gesellschaft für Amerikastudien (DGfA), Vorsitzender des International Committee der American Studies Association (USA) und Mitglied der Kommission zum Forschungsranking des Wissenschaftsrats. Seit April 2013 ist er **Präsident der Universität Regensburg**. Zusammen mit Dr. Jörg Skriebeleit initiierte er das Partnerschaftsabkommen zwischen der Universität Regensburg und der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

# »was bleibt?«

## Erinnerungs-Schichten: Die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg als transnationaler Raum

Birgit M. Bauridl

Am 23. April 1945 erreichten Soldaten der US-Armee das ländlich gelegene Konzentrationslager Flossenbürg in der nördlichen Oberpfalz unweit des späteren Eisernen Vorhangs. Dort fanden sie noch ca. 1500 Häftlinge vor – ungefähr so viele, wie es am Ende des Gründungsjahres des Konzentrationslagers 1938 waren. Zum Zeitpunkt der Befreiung des Hauptlagers waren zahllose andere Häftlinge noch auf Todesmärschen unterwegs. Die letzten von ihnen sollten erst am 8. Mai von den amerikanischen Truppen eingeholt und befreit werden. Spätestens zwischen dem 23. April und dem 8. Mai 1945 wird in Flossenbürg in besonderer Weise deutlich, dass zum Ende des Nazi-Regimes das Gleichzeitige ungleichzeitig und das Ende des Lagersystems kein überall gleichzeitig erfolgendes Ereignis, sondern ein komplexer Prozess war. Spätestens am 23. April 1945 beginnt in Flossenbürg die Frage nach der Erinnerung, oder vielmehr die Frage nach den Erinnerungen der Menschen aus diversen Nationen und Kulturen – die Frage nach den Erinnerungen der Überlebenden, der Familien der Überlebenden und der Nicht-Überlebenden, der Täter\*innen, der Mitläufer\*innen, der Daneben-Stehenden, der Alliierten – und die Frage nach dem Umgang mit den Erinnerungen an all diese. Spätestens ab dem 23. April 1945 wird Flossenbürg zu einem transnationalen Palimpsest – zu einem Ort, auf den sich bis heute visuell und architektonisch erkennbar immerfort neue Schichten der Nutzung und Deutung durch unterschiedliche Menschen und unterschiedliche Nationen gelegt haben und um den sich immerfort multiple Erinnerungen unterschied-

licher Menschen aus unterschiedlichen Nationen und Kulturen ranken. Dieser Artikel beleuchtet den Erinnerungsort Flossenbürg durch die Linse transnationaler Forschungsansätze zu kulturellen, sozialen und politischen Räumen und aus der Perspektive transnationaler Erinnerungsforschung, wie sie auch in der Regensburger Amerikanistik betrieben werden.

### »was bleibt?«

Am 23. April 1945 trafen die Amerikaner in Flossenbürg und entlang ihrer Marschrouten auf unvorstellbare und doch charakteristische Szenen des Horrors. Während die US-Truppen sich näherten, hatte die SS in Flossenbürg begonnen, die Spuren ihrer Menschenverachtung mit weiteren menschenverachtenden Gräueltaten zu beseitigen. Auf Hitlers Wunsch wurden sogenannte persönliche Gefangene wie Dietrich Bonhoeffer und Wilhelm Canaris getötet. Mehr als 40 000 Häftlinge wurden aus Flossenbürg und den knapp 90 Außenlagern noch kurz vor Kriegsende auf Märsche und Transporte geschickt, die nicht selten im Tod endeten. Ihr Leiden und ihre Leichen säumten den Weg. Imaginiert man ihre Pfade, wird mehr als offensichtlich, dass Konzentrationslager keineswegs punktuelle, scharf umgrenzte oder gar zu übersehende Orte waren. Konzentrationslager ist vielmehr ein verräumlichter Begriff für ein engmaschiges und flächendeckendes Netz des Terrors, das sich damals konkret und heute als ein Webmuster der Erinnerung über die Landschaft legt – ein oszillierendes und fluides Geflecht der Gewalt, das gekennzeichnet war von erzwungenen menschlichen Bewegungen und Begeg-

nungen. Für viele der zwischen 1938 und 1945 in Flossenbürg inhaftierten 100 000 Menschen aus 30 Nationen war dieses Lagersystem meist nur eine Station auf einer langen Odyssee. 30 000 der Flossenbürger Häftlinge überlebten nicht.

»was bleibt?« – 65 Jahre nach der Befreiung, am 10. Oktober 2010, eröffnete in der Gedenkstätte eine Dauerausstellung unter diesem Titel. Mit zwei Worten fasst sie zusammen, was seit dem 23. April 1945 die sozialen, kulturellen und politischen Verhandlungen um die Bedeutung von Flossenbürg als Leidens-, Tat- und Erinnerungsort bestimmt. Wer bleibt mit was? Wo bleibt was? Wie bleibt es? Oder auch: Wer erinnert und an wen wird erinnert? Welche Deutungen der Vergangenheit nehmen diese Erinnerungen vor? Wo werden diese Erinnerungen räumlich verankert? In welcher Form sollen diese Erinnerungen provoziert und produziert werden?

Als eine Ausstellung auf der Meta-Ebene des Erinnerns ist sich »was bleibt?« über die unterschiedlichen Antwortoptionen im Klaren. Die audiovisuelle Ausstellungschoreographie setzt, unter anderem über Sound-Einblendungen, auf Vielschichtigkeit und über die Suggestion von Zeiteinheiten auf Vielschichtigkeit. »was bleibt?« beschäftigt sich explizit mit dem Ort, der Erinnerung, den Überlebenden und den Täter\*innen. Bewusst thematisiert die Ausstellung den unterschiedlichen Umgang mit dem Areal des ehemaligen Konzentrationslagers seit 1945 und regt an zum Nachdenken darüber, was Formen der Nachnutzung über die Gesellschaft aussagen. Bewusst beleuchtet sie die Entwicklung unterschiedlicher Erinnerungskonzepte für den Erinnerungsort Flossenbürg und hält sich und dem eigenen kommu-



Foto © KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

1 Dauerausstellung »was bleibt?«. KZ-Gedenkstätte Flossenbürg, 2017.

nenal Umfeld einen Spiegel vor. Bewusst unangenehm geht sie auf die Frage nach der Erinnerung der und an die Täter\*innen ein. »was bleibt?« macht bewusst, dass Erinnerung vielstimmig, interessensgeleitet und umstritten ist, dass sie niemals objektiv und oftmals manipulativ ist. Obwohl die Ausstellung klar die Pluralität von Erinnerung anerkennt, akzeptiert sie jedoch keineswegs jegliche Art von und jeglichen Umgang mit Erinnerung. [1]

Damit spiegelt »was bleibt?« Konzepte der zeitgenössischen transnationalen Erinnerungsforschung, die zu den national und international ausstrahlenden Schwerpunkten der Regensburger Amerikanistik als Kulturwissenschaft und Kulturgeschichte gehört. Deutlich wird in der Ausstellung, dass aktive Gedenkstättenarbeit und -gestaltung auch in der Rezeption und Mitgestaltung der theoretischen Konzepte fußt und hier Wissenschaft und Praxis in besonderer Weise nahe beieinander liegen. Nicht zufällig ist der Leiter der Gedenkstätte in Flossenbürg, Dr. Jörg Skriebeleit, Kulturwissenschaftler mit besonderer Expertise in der Erinnerungsforschung. Während sich die Wissenschaft und Forschung lange Zeit auf kollektives Erinnern auf nationaler Ebene konzentrierte, ist in der Erinnerungstheorie seit gut zwei Jahrzehnten verstärkt die Rede von der »Pluralisierung der Erinnerungen« (Hebel, 2008). Vielerlei Interpretationen der Vergangenheit, stets abhängig von den diversen Bedürfnissen der Gegenwart und Imaginationen der Zukunft, treten in Verhandlung und manchmal auch in Opposition. Vorstellungen von Erinnerung als dynamisch, polyphon, kausal, unter-

schiedlich motiviert und zielabhängig bestimmen die wissenschaftliche Diskussion und Forschung.

Während die allgemeine Erinnerungstheorie eher eine diverse und vielstimmige Erinnerungs-Realität beobachtet, bleibt weder die spezifisch auf den Nationalsozialismus und Holocaust fokussierte Erinnerungsforschung in den Kulturwissenschaften noch die praxis- und gestaltungsorientierte Gedenkstättenpädagogik unkritisch. Insbesondere wenn es um rechtspopulistische und verleugnende Interpretationen der Vergangenheit geht, halten die Kulturwissenschaften eine gesellschaftlich und politisch verantwortungsbewusste Rolle der Wissenschaft für angebracht. Sie beleuchten diese Versionen der Vergangenheit zwar als Phänomen der Multivokalität von Erinnerung, lassen diese jedoch nicht unkommentiert und stellen ihnen sowohl den Holocaust belegende Fakten als auch Theorien zur Manipulationsmacht von Erinnerungsversionen entgegen. Vertreter\*innen der Gedenkstättenpädagogik warnen die Praxis zunehmend vor allzu offen-konstruktivistischen Herangehensweisen an Erinnerung. Gedenkstättenarbeit, so diese Wissenschaftler\*innen, muss auch fokussiert sein auf das Präsentieren konkreter Fakten, Materialien und Relikte wie zum Beispiel Zahlen, spezifische Verbrechenorte, Zeitzeugenberichte oder (audio)visuelle Dokumente, die einen widersprechenden Gegenpol bilden zu postfaktischen und rechtspopulistischen Verdrehungen oder gar Leugnungen der Geschichte. Dieses Argument für ein offensives praktisches Vorgehen gegen inakzep-

table Konstruktionen von Erinnerung bestätigt dabei gleichzeitig die Theorie über die Existenz multipler Interpretationen der Vergangenheit.

Potenziert wird die Pluralität der Erinnerung durch die Mobilität von Menschen und Kulturen über Grenzen hinweg. Wie, fragt sich die Erinnerungsforschung, entwickelt sich Erinnerung, wenn Menschen mehrerer Nationen an das vermeintlich Gleiche erinnern? Was passiert mit den Erinnerungen von Menschen, wenn diese in neue nationale, ethnische und kulturelle Umfelder gelangen? Wie bedingen vergangene nationale und kulturelle Zugehörigkeiten die Erinnerungen von Menschen? Die transnationale und transkulturelle Erinnerungsforschung fordert eine eben transnationale und transkulturelle Perspektivierung. Sie beleuchtet unter anderem die grenzüberschreitende Mobilität von Erinnerungen und transnationale Austausch-, Appropriations- und Verflechtungsprozesse in Inhalten und Formen der Erinnerung. Udo Hebel (2008) akzentuiert die Komplexität und die Wirkmacht von »transnational aufgeladenen Orten«, wenn in diesen und an diese Orte Erinnerungen entstehen. Auch bei kulturellen Inszenierungen, Handlungen, Praktiken und Verhaltensweisen – eine spezifische Form der kulturellen Perpetuierung und Erinnerung – werden transnationale Veränderungs- und Verflechtungsprozesse beobachtet (Bauridl, 2018).

All diese Perspektivierungen treffen auch auf Flossenbürg zu. Flossenbürg war als Konzentrationslager und ist als Erinnerungsort mit vielen Besucher\*innen eine sogenannte »Kontaktzone« – ein Raum, in dem sich Menschen unterschiedlicher kultureller und nationaler Affiliationen begegnen und ihre Position, Macht und Deutungsansprüche verhandeln. In diesem transnationalen Kontext wurde und wird Flossenbürg und seine Vergangenheit als Konzentrationslager immer wieder neu und vielfältig interpretiert. Immer wieder dringen dabei manche Deutungen in den Vordergrund und drängen andere in den Hintergrund.

## Erinnerung als Raum

Für die Besucher\*innen der Gedenkstätte im Jahre 2019 werden die unterschiedlichen und multinationalen Anwesenheiten und Interpretationen von Flossenbürg vor Ort konkret sichtbar und erfahrbar – der

Raum fungiert als Erinnerungspalimpsest seiner selbst. Im eigentlichen Sinne ein materielles Manuskript, auf welches über die Zeit immer wieder neue Schriften aufgebracht wurden, die die alten zwar verbleichen, aber nicht vollständig verschwinden lassen, bezeichnet »Palimpsest« im übertragenen Sinne Dinge, die immer wieder neu genutzt werden, jedoch erkenntliche Spuren der früheren Form und Verwandlung auf sich tragen. So besagen zeitgenössische Raumtheorien wie sie auch in der Regensburger Amerikanistik entwickelt werden, dass auch ein Ort ein Palimpsest sein kann: er trägt visuell und materiell die Spuren – die Schichten – von immer neuen Nutzungen und Deutungen durch die unterschiedlichen Menschen, die zu unterschiedlichen Zeiten an diesem Ort waren. Umgekehrt kann man durch das genaue Studieren und Erforschen eines Ortes dessen Vergangenheit und die politischen und kulturellen Intentionen der Menschen, die diesen Ort gestaltet haben, erkennen.

Auch Gedenkstätten sind Palimpseste. Die Gedenkstättenforschung untersucht zum Beispiel den linguistischen Palimpsestcharakter von Gedenkstätten. Häufig finden sich ganz konkret sprachlich-graphische Artefakte, etwa in Form von Einritzungen. Diese zeugen von unterschiedlichen nationalen Präsenzen und von unterschiedlichen Deutungen in unterschiedlichen Zeitebenen. Heute sind diese eingeschriebenen Relikte ein Prisma in die Vergangenheit des Ortes. Linguistische und andere materielle und architektonische Spuren verweisen auf immer wieder neue Deutungen auch in der Zeit nach 1945, zum Beispiel durch neue Nutzungen, Verharmlosungsprozesse oder auch neonazistische Übergriffe. Jörg Skriebeleit verdeutlicht den Palimpsestcharakter Flossenbürgs in seiner Begrifflichkeit des »mehrschichtigen Erinnerungsortes« oder der visuellen »Mehrdimensionalität« von ehemaligen Lagern (siehe Allmeier et al.). Gedenkstätten wie Flossenbürg und das Areal des ehemaligen Konzentrationslagers sind ganz besondere Palimpseste: Nutzung und Bebauung des Ortes durch unterschiedliche Menschen zu unterschiedlichen Zeiten sind eng verwoben mit dem Umgang der Erinnerung an Flossenbürg. Und diese Erinnerung an Flossenbürg verändert sich nicht nur immer wieder im Laufe der Zeit, sondern sieht auch zum gleichen Zeitpunkt für unterschiedliche Menschen unterschiedlicher kultureller und nationaler Affiliation unterschiedlich aus.

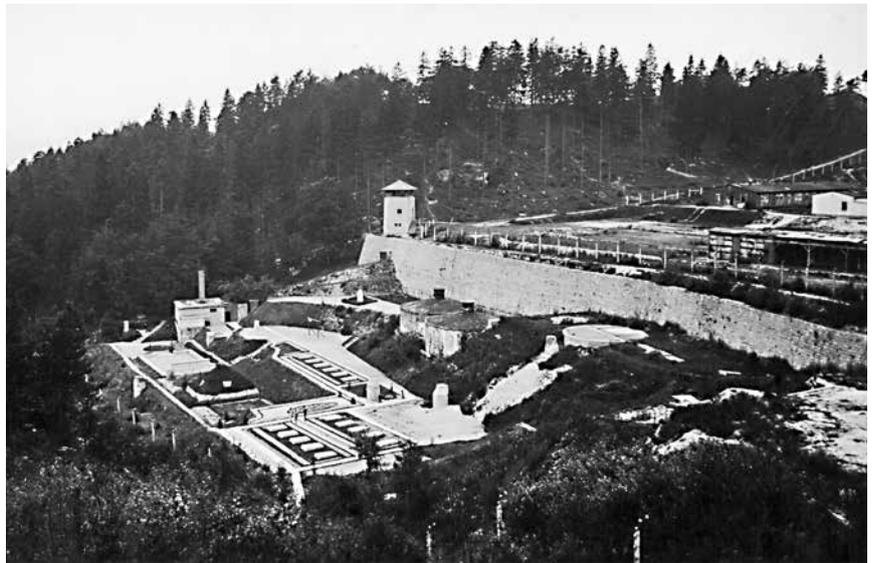
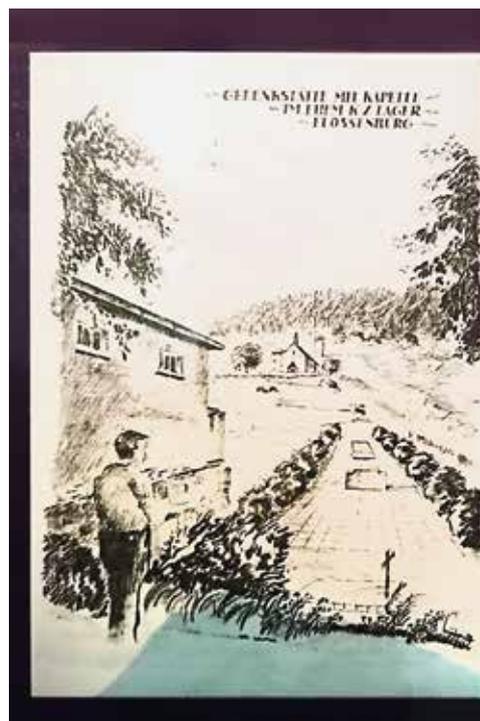


Foto © KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

2 Erster Gedenkort – »Tal des Todes«, 1949.

Die Ausstellungen der Gedenkstätte sind – unter Erhalt der Spuren der Vergangenheit – in der ehemaligen Wäscherei und Lagerküche untergebracht; etliche Büros von Gedenkstättenmitarbeiter\*innen wie auch die Bibliothek befinden sich in der ehemaligen Kommandantur. Der heutige Erinnerungsort legt sich sichtbar auf den ehemaligen Ort des Nazi-Terrors. Doch das war nicht immer so. In den Jahren nach der Befreiung wurden die Häftlings-Baracken für die US-Militärverwaltung und als Lager für Kriegsgefangene, Heimatlose und Ver-

triebene genutzt. »Ende der 1950er Jahre«, so die Website der Gedenkstätte, »richtet die Gemeinde auf den Fundamenten der Baracken eine Siedlung mit Eigenheimen [für Vertriebene]. Das frühere Lager wird zum Wohnort. Der Freistaat Bayern erklärt den ehemaligen Appellplatz zum Gewerbegebiet. In der Lagerwäscherei und der Häftlingsküche produzieren verschiedene Firmen Industriegüter. Der Ort Flossenbürg überbaut und verdrängt das ehemalige Lagergelände nicht nur topographisch. Auch symbolisch wird die Gedenkstätte verharm-



**Programm zur Eröffnung der Gedenkstätte im „Tal des Todes“, 27. Mai 1947**

KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

Die 1947 eingeweihte Anlage ist die erste KZ-Gedenkstätte Deutschlands. Zum Zeitpunkt der Einweihung ist sie allerdings nur im Rohbau fertig gestellt.

**Program for the opening of the memorial in the "Valley of Death," May 27, 1947**

Flossenbürg Memorial

Dedicated in 1947, the complex was the first concentration camp memorial in Germany. At the time of its dedication, however, only the preliminary construction was complete.

Foto: Brigit Bauridl

3 Ausschnitt Ausstellung »was bleibt«. Quelle: Ausstellung der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg.



4 Barackenlager des KZ Flossenbürg, 1945.



5 Der Ort im Jahr 1958, Foto aus Privatbesitz.

lost.« Der potentielle Ort der Erinnerung wird überschrieben von der Agenda und den Interessen der eigenen Umgebung.

Gleichzeitig wird bereits 1947 mit dem »Tal des Todes« ein erster Erinnerungsort auf Initiative von polnischen Displaced Persons eröffnet. Diese frühe Gedenkstruktur erstreckt sich vom Krematorium über den bis heute vorhandenen Aschehügel bis zu einer Kapelle mit dem Namen »Jesus im Kerker«, erbaut aus Steinen ehemaliger Wachtürme. Während hier durch die Umnutzung der Steine eine bewusste Umdeutung der Materialien des Nazi-Terrors erfolgte, so war der Gedenkort dennoch ein monolithisch katholisch-christlich geprägter. Die Präsenz der polnischen Displaced Persons bestimmte die Art des Gedenkens mit. Das »Tal des Todes« existiert bis heute und lässt sich lesen als ein Ort des Erinnerns an das frühe Erinnern. [2, 3]

In den 2000er Jahren werden die Industriegebäude auf dem ehemaligen Appellplatz abgerissen, während der Steinbruch, in welchem 1942 ca. 2000 Häftlinge täglich zur Arbeit gezwungen wurden, bis zum jetzigen Zeitpunkt weiterhin aktiv industriell genutzt wird. Ab 2007 entsteht die erste Dauerausstellung in der ehemaligen Wäscherei. Gleich dahinter befindet sich die in den 1950er Jahren gegründete Wohnsiedlung.

»Der heutige Ort des ehemaligen Konzentrationslagers«, so fasst die Gedenkstätte auf ihrer Website zusammen, »trägt die Spuren all dieser Nutzungen und Umformungen in sich. In ihnen zeigt sich die jeweilige Haltung der Verantwortlichen im Umgang mit dem Erbe des Konzentrationslagers nach 1945.« Visuell-materiell zeichnet sich beim Blick über das ehemalige Lager hinweg palimpsestartig die Schichtung der Präsenzen ab – von der Nazizeit über

die Nachnutzung in den 1950er Jahren bis zum heutigen Gedenkort. Flossenbürg ist ein an sich selbst erinnernder Raum, dessen temporale Schichten aus der Tiefe der Vergangenheit auch heute noch klar sichtbar sind. [4, 5, 6]

### Räume der Erinnerung

Die Interpretationen des Ortes und die Erinnerungen an den Ort sind nicht nur zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlich; sie sind auch zu ein und demselben Zeitpunkt nicht für alle gleich. Einerseits treffen zum gleichen Zeitpunkt unterschiedliche Menschen und Interessen in Flossenbürg aufeinander. Andererseits sind die Menschen, die Flossenbürg deuten, durch unterschiedliche individuelle Lebensverläufe und größere Dynamiken wie Migrationsflüsse nicht alle auch in Flossenbürg verortet. Die Deutungen der Vergangenheit durch Menschen, die zu unterschiedlichen Zeiten in Flossenbürg anwesend waren und deren Erinnerungen somit in unterschiedlichen Schichten des Palimpsests Flossenbürg fußen, finden auch jenseits des Ortes selbst statt und werden gerahmt von Kontexten jenseits der konkreten Erfahrung von Flossenbürg. Der Psychologe David Boder, 1886 geboren als Aron Mendel in Liepāja im heutigen Lettland, migrierte in den 1920er Jahren in die USA. Bereits im Jahre 1946 interviewte er 130 Zeitzeugen, die sich unter anderem an ihre Zeit im Konzentrationslager Flossenbürg erinnern, in neun Sprachen an unterschiedlichen Orten. Eine erste Publikation mit acht Interviews erfolgte 1949 unter dem Titel *I Did Not Interview the Dead*. Boders Projekt fiel jedoch für viele Jahre größtenteils dem Vergessen anheim. Größere Auf-

merksamkeit gewann das im Jahre 2000 initiierte Voices-of-the-Holocaust-Projekt, das Audiodateien von Boders Tonbandaufnahmen online zur Verfügung stellt. Im Jahre 2011 wurde *I Did Not Interview the Dead* erstmals in einer deutschen Fassung als *Die Toten habe ich nicht befragt* von Julia Faisst, Alan Rosen und Werner Sollors herausgegeben.

Neben der Motivation, authentische Zeitzeugen-Dokumente zu schaffen und als Psychologe den Effekt von extremem Leid auf den Menschen zu untersuchen, war Boders Zielsetzung amerikanisch geformt. Für ein amerikanisches Publikum wollte er vertieftes Wissen über die Zeit des Nazi-Regimes produzieren und über die Publikmachung der Schicksale Stimmen für die Migration der Displaced Persons in die USA gewinnen. Am 26. August 1946 interviewte Boder in der Schweiz den Überlebenden Sigmund Reich, geboren in Krakau und inhaftiert im Krakauer Ghetto sowie in Kamenz, Dachau, Mielec und Flossenbürg ([http://voices.iit.edu/interview?doc=reich&display=reich\\_en](http://voices.iit.edu/interview?doc=reich&display=reich_en); siehe Literatur).

Das Interview beginnt auf Englisch und Deutsch, bevor es zunehmend ins Jiddische wechselt. Bereits die Ausgangssituation für die Produktion dieser Erinnerung ist also eine transnationale. Auch die emotionale und mühsam rekonstruierte Erinnerung an Flossenbürg ist für Reich eng verwoben mit der Erfahrung der erzwungenen Mobilität der Häftlinge und mit multinationalen Begegnungen: »... wir kamen nach Deutschland. Wir kamen nach Flossenbürg, vielleicht sechs Kilometer von der sudetischen ... tschecho-sudetischen Grenze. Dort ... dort war eines der schlimmsten Lager. Ein Lager der dritten ... dritten Klasse. Nur Berufsverbrecher. Deutsche Verbrecher. Neuerdings wurden auch Rus-

sen hingbracht und verschiedene Nationalitäten. Sie wurden alle in dieses Lager geschickt. In dem Lager war ich dann ... war ich dann ... vielleicht ... vielleicht ein ... ein Jahr. Kein ganzes Jahr. Später, als die Russen näher kamen, wurden wir wieder verlegt.«

Boder verkompliziert die transnationale Rahmung der Erinnerung an Flossenbürg durch die Art der gezielten Fragestellung, in der sein besonderes Interesse an der Förderung der Migration von Displaced Persons in die USA durchscheint:

David Boder: (Jiddisch) *Ja, und was wollen Sie dann machen?*

Sigmund Reich: (Jiddisch) *Und dann? Dann werde ich hoffentlich nach Eretz können.*

DB: (Englisch) *Wohin?*

SR: (Jiddisch) *Nach Eretz.*

DB: (Englisch) *Wo ist das?*

SR: (Jiddisch) *Eretz Yisroeil.*

DB: (Deutsch) *Sie wollen nach Palästina?*

SR: (Jiddisch) *Ja.*

DB: (Jiddisch) *Und wo in Eretz Yisroeil haben Sie Verwandte?*

SR: (Jiddisch) *In Eretz Yisroeil habe ich keine Verwandten.*

DB: (Jiddisch) *Haben Sie Verwandte in Amerika?*

SR: (Jiddisch) *Ich weiß, dass mein Onkel dort Cousinen hat, aber weit entfernt verwandt. Sie ist eine ziemlich weite Verwandte von mir. Ich... Ich schreibe ihr nicht und sie mir nicht ...*

DB: (Jiddisch) *Also haben Sie niemanden?*

SR: (Jiddisch) *Nein.*

(Beide Passagen übersetzt durch die Autorin)

Im Interview wird sprachlich und inhaltlich sowohl die transnationale Erfahrungswelt des Konzentrationslagers Flossenbürg ersichtlich als auch Boders Konstruktion des Interviews mit amerikanisch ausgerichteten Absichten. Flossenbürg und die Erinnerung daran wird eingespannt in ein überörtliches und überregionales Geflecht von Mobilitäten, Begegnungen und Zielsetzungen.

Umgekehrt schreibt sich Flossenbürg auch in die Schichten der Erinnerung an anderen Orten ein. Dies wird auf materieller Ebene deutlich, wenn man die Mobilität des Flossenbürger Granits – abgebaut in eben dem Steinbruch, in welchem einst Häftlinge zur Arbeit gezwungen und getötet wurden – betrachtet. So besteht beispielsweise der sogenannte Klagebalken, eine zehn Meter breite Skulptur von Fritz

König, errichtet im Jahre 1995 im Olympiapark München zum Gedenken an die Opfer des Attentats von 1972, aus Flossenbürger Granit. Unweit des 2017 eröffneten »Erinnerungsort Olympia-Attentat« verbindet das Material des Klagebalkens Flossenbürg, München und die israelischen Opfer. Flossenbürg wird unweigerlich in das Gedenk-Palimpsest Münchens inskribiert.

Während sich Sigmund Reich in der Schweiz an Flossenbürg erinnerte, erinnern sich viele Überlebende oder Angehörige von Häftlingen – aber auch andere beteiligte Personen wie zum Beispiel amerikanische Befreier – an ganz unterschiedlichen Orten und in sich verändernden Kontexten der Welt an Flossenbürg. Manche von ihnen kehren aus ihren unterschiedlichen nationalen und kulturellen, prägenden Umfeldern zu Gedenkfeiern zurück nach Flossenbürg. Der Raum der Gedenkstätte wird so auch in der Gegenwart immer wieder zum Ort der multi-nationalen Begegnung.

Anders als archivierbare Texte, Bilder oder Objekte sind Gedenkfeiern charakterisiert durch ihre eigene Vergänglichkeit. In den Performance Studies werden solche körperlichen, aktiven, transitorischen Erinnerungsformen das Repertoire genannt. Auch in der deutschen Erinnerungsforschung ist zunehmend die Rede von performativen Formen der Erinnerung, wie



6 Blick über Gedenkstätte und Wohnsiedlung, 2017.

© KZ-Gedenkstätte Flossenbürg



© KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

7 U.S.-Memorial-Day in der KZ-Gedenkstätte, 29. Mai 2017.

zum Beispiel bei Udo Hebel (2008) von erinnernden Aufführungen und Inszenierungen. In der Region um Flossenbürg – eine Region, die bis heute geprägt ist von einer militärischen und zivilen amerikanischen Präsenz, wie in der unweit gelegenen Grafenwöhr Training Area – spielen diese Formen des Erinnerns eine entscheidende Rolle, wenn es um mehrstimmige und transnationale Verhandlungen der Deutung des Zweiten Weltkrieges und der Zeit danach geht (siehe Bauridl, 2016, 2018).

Jährlich im April findet in der KZ-Gedenkstätte eine Feier zur Erinnerung an die Befreiung statt. Die Auswahl dieses ritualisierten Gedenkens fokussiert mit der Befreiung auch die Begegnung mit den Amerikanern. Die Befreiungsfeier am 23. April 2017 zum Beispiel brachte wie jedes Jahr Überlebende, Zeitzeugen und deren Verwandte aus diversen Nationen zusammen. Überlebender Leon Weintraub aus Łódź, der nun in Schweden lebt; Jack Terry, polnisch-amerikanischer Sprecher der ehemaligen Häftlinge von Flossenbürg; eine polnische Militärband; deutsche und bayerische politische Repräsentanten wie etwa der damalige Staatssekretär und jetzige Bayerische Staatsminister der Finanzen und für Heimat Albert Füracker;

Repräsentant\*innen des US-Militärs von der Grafenwöhr Training Area; US-Generalkonsulin Jennifer Gavito aus München und weitere internationale, nationale und regionale Besucher\*innen. Die Choreographie umfasste Ansprachen; einen Generationenbericht von Yves Durnez, Sohn des Überlebenden Marcel Durnez, der von der Enkelin aus dem Holländischen ins Deutsche übersetzt wurde; Berichte von internationalen Jugendlichen in unterschiedlichen Sprachen, die das Erleben der Gedenkstätte während eines Jugend-Seminars schilderten. Zur Geräuschkulisse kamen die leise aus den Kopfhörern der internationalen Besucher wahrzunehmenden multilingualen Übersetzungen. Am Ende wurden Kränze im »Tal des Todes« niedergelegt.

Die Gedenkstätte selbst fungiert also nicht nur als erinnernder Raum, der das Palimpsest der eigenen Vergangenheit sichtbar in sich trägt, sondern auch als transnationaler Raum der Erinnerung – als Ort, an dem man sich erinnert – für viele Menschen und ihre Geschichten. Die Inszenierung des Befreiungstages in Flossenbürg ist polyphon angelegt und gedenkt eines mannigfaltigen Kontinuums aus Trauma und Befreiung, aus Tod und Überleben. Als körperliche Form des Erinnerns bringt sie

die heute Lebenden in einer Gemeinschaft im Publikum zu einer zukunftsgerichteten Begegnung zusammen. Mehrere Nationen und Kulturen im gleichen Raum erfahren die Erinnerung an eine Vergangenheit, in der Nationalität, Kultur und Religion Grund für Ausgrenzung und Gewalt waren. Das Publikum im Hier und Jetzt erinnert aber nicht nur an die Vergangenheit, sondern übt gleichzeitig in der Gegenwart ein friedliches, multinationales Miteinander, das auf eine Nicht-Wiederholung der Gräueltaten in der Zukunft ausgerichtet ist (siehe Bauridl, 2018).

Dass Menschen ihre eigenen kulturell und national geformten Erinnerungen mit in den transnationalen Erinnerungsraum Flossenbürg bringen und dass ein Erinnerungsort immer auch geprägt ist von seiner regionalen Kontextualisierung, zeigt sich besonders gut einige Wochen später im Jahr. Am letzten Montag im Mai gedenkt man in den USA mit einem Nationalfeiertag der gefallenen Soldaten. Umstrittene Theorien zum Ursprung dieses Gedenktages ranken sich meist um die Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges im späten 19. Jahrhundert. Diesen Brauch setzen US-Amerikaner\*innen aus der Oberpfälzer Region – zumeist aus der nahegelegenen

Grafenwöhr Training Area – fort, wenn sie jährlich zum amerikanischen Memorial Day zur KZ-Gedenkstätte kommen und dort Kränze und Blumen niederlegen. [7] Die Gedenkstätte bietet am Memorial Day zudem Führungen in englischer Sprache an. Unweigerlich wird das amerikanische Gedenken alleine schon durch die Positionierung im sichtbaren Erinnerungspalimpsest von Flossenbürg verwoben mit der Geschichte des Ortes. Amerikanisches Nationalbrauchtum, amerikanische Präsenz in der Region und das Erinnern an die Geschichte des Konzentrationslagers bilden ein transnationales Geflecht.

## Coda – Raum für Erinnerung

Viele Besucher\*innen der Gedenkstätte machen einen Zwischenstopp im 2015 eröffneten Museumscafé, das betrieben wird vom Heilpädagogischen Zentrum Irchenrieth. Im Café zeigt sich die Dimension der Gedenkstätte als erinnernder Raum und Raum der Erinnerung auf besondere Weise. Im Gebäude des ehemaligen SS-Kasinos – hier liegt auch das Seminarzentrum – versorgen Menschen mit Behinderungen die Besucher\*innen mit regionalen und internationalen Gerichten. So kommen auch nach der jährlichen Befreiungsfeier viele Gäste im Café zusammen.

Die Erinnerungs- und *Performance*-Forschung hilft, diesen Prozess zu verstehen. Nach Richard Schechner beschreibt sie menschliches Verhalten als »restored behavior«: Jede menschliche Aktion ist ein wiederhergestelltes, reaktiviertes Verhalten eines eigenen oder fremden früheren Verhaltens. Verändert man ein oder mehrere Parameter in der (Inter-)Aktion, wird die Wirkkraft dieses Verhaltens jedoch nicht mehr alleine perpetuierend, sondern initiiert einen Prozess der Veränderung, des Widerstands oder der Transgression.

Besuchen Teilnehmer\*innen der Gedenkfeier das Café, stellt das rein kör-

perlich zunächst eine Wiederholung des Sich-Bewegens der SS-Offiziere im Kasino-Gebäude nach. Jedoch deuten die heutigen Café-Gäste den ehemaligen und exklusiven Ort der Täter\*innen um. Sie bilden eine friedliche und multinationale Gemeinschaft aus Überlebenden, Zeitzeugen, Befreierinnen, anderen Besucher\*innen und mit Menschen mit diversen Beeinträchtigungen – Menschen, die im Nazi-Regime in Flossenbürg inhaftiert und umgebracht wurden. Die Körper der Café-Besucher\*innen und der Café-Betreiber\*innen bilden eine Gegen-Inszenierung gegen das, an was dieser Ort erinnert. In der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg wird der Café-Besuch so unmittelbar zu einem Akt des Widerstands gegen die Vergangenheit und zu einer Vision einer eben nicht rechtspopulistischen Zukunft.

## Literatur

Daniela Allmeier, Inge Manka, Peter Mörtenböck, Rudolf Scheuvsen (Hg.), *Erinnerungsorte in Bewegung. Zur Neugestaltung des Gedenkens an Orten nationalsozialistischer Verbrechen*. Bielefeld: transcript, 2016.

Birgit M. Bauridl, *Marching Towards Kullman's Dinner. Performing Transnational American Sites (of Memory) in Bavaria*. In: Hans Bak, Frank Mehring, Mathilde Roza (Hg.), *Politics and Cultures of Liberation. Media, Memory, and Projections of Democracy*. Leiden: Brill, 2018, S. 211–240.

Birgit M. Bauridl, *From Grafenwoehr to 'Graf': A Transnational American Region in Bavaria*. In: Klaus Lösch, Heike Paul, and Meike Zwingenberger (Hg.), *Critical Regionalism*. Heidelberg: Winter, 2016, S. 103–130.

Udo J. Hebel, *In Lieu of an Epilogue. Where to American(ist) Memory Studies?* In: Hans-Jürgen Grabbe, Sabine Schindler (Hg.), *The Merits of Memory. Concepts, Context, Debates*. Heidelberg: Winter, 2008. S. 389–395.

Udo J. Hebel (Hg.), *Transnational American Memories*. Berlin: deGruyter, 2009.

Jörg Skriebeleit, *Erinnerungsort Flossenbürg: Akteure, Zäsuren, Geschichtsbilder*. 2. Auflage. Göttingen: Wallstein, 2010.

*Onlineresource*: David P. Boder Interviews Sigmund Reich; August 26, 1946; Genève, Switzerland

[http://voices.iit.edu/interview?doc=reichS&display=reichS\\_en](http://voices.iit.edu/interview?doc=reichS&display=reichS_en) In: *Voices of the Holocaust* © 2009 Paul V. Galvin Library, Illinois Institute of Technology 33 W. 33rd St., Chicago, IL 60616 (<http://voices.iit.edu/>), Lizenz: CC BY-NC-ND 3.0 US (<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/us/>)



Foto © privat

Dr. **Birgit M. Bauridl** ist Akademische Rätin am Lehrstuhl für Amerikanistik der Universität Regensburg. Ihre **Forschungsschwerpunkte** sind: transnationale Erinnerung; transnationale Regionalwissenschaften; transnationale Raumtheorie; Performanztheorie; die amerikanische Präsenz in Deutschland. Sie ist Mitglied des Vorstands des Center for International and Transnational Area Studies (CITAS) der Universität Regensburg, Managing Director des Regensburg European American Forums (REAF) und Mitglied des International Committee der American Studies Association. Zusammen mit Pia Wiegink (Johannes Gutenberg-Universität Mainz) leitete sie von 2014 bis 2018 das Research Network »Cultural Performance in Transnational American Studies« der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG).

# Literatur und strukturelle Dissoziation

## Psychotraumatologische Perspektiven auf die frühe Erinnerungsliteratur zum KZ Flossenbürg

Isabella von Treskow

2007 wurde mit der Einrichtung der neuen Dauerausstellung zum Konzentrationslager Flossenbürg, durch Archiv und Bibliothek ein Zugriff auf Material und Literatur möglich, der Langzeituntersuchungen erheblich begünstigt. Unbekannte Quellen sind jetzt zugänglich, darunter zahlreiche deutsche und französische ab 1945 vormals Internierter. Die vergleichende Analyse kann durch Einbeziehen neuerer psychotraumatologischer Kenntnisse das Verständnis für ihre spezifische Machart und die disparaten Reaktionen darauf in einer Weise erhellen, die für die literarische Kommunikation von NS-Verbrechen generell von Bedeutung ist. Hannah Arendt war von der »Klaglosigkeit«, ja »Kommunikationslosigkeit« der frühen Berichte irritiert, generell aber lobt man just ihren dokumentarischen Charakter. Diese Ambivalenz geht auf Konstellationen zurück, die sich durch die Traumatisierung derer, die aus der Flossenbürger Lagerhaft, die vom Rand des »Tals des Todes« zurückkehrten, wie durch die kulturellen Rahmenbedingungen erklären lassen – und diese betreffen auch die aktuelle Rezeption.

### Die »Monotonie« der Erinnerungsberichte

Hannah Arendt argumentierte 1951 in *The Origins of Totalitarianism* bereits literaturanalytisch und psychologisch, als sie sich plakativ zu Erinnerungsberichten von Rückkehrern aus Konzentrationslagern äußerte.

Ihr vielzitatierter Kernsatz lautet: »Die Berichte der Überlebenden von Konzentrations- und Vernichtungslagern sind außerordentlich zahlreich und von auffallender Monotonie.« Arendts Äußerungen sind in der Fachliteratur wieder und wieder aufgegriffen worden, oft kritisch, denn sie wurden eben auch als Kritik an den Texten und deren Qualität aufgefasst. Häufig wurde versucht, Arendts Eindruck zu widerlegen, sie seien kommunikationslos, geprägt von apathischem Nicht-Begreifen und in diesen Eigenschaften einander sehr ähnlich.

Die literaturwissenschaftliche Forschung hat demonstriert, welche Bandbreite an literarischen Formen selbst autobiographische Texte bei genauerem Hinsehen aufweisen. Gleichzeitig wurde festgehalten, etwa von Judith Klein in Bezug auf Texte von Shoah-Überlebenden, dass sie durch »verkleinernde«, distanzierende und indirekte Ausdrucksweisen gekennzeichnet sind. Gänzlich wird damit der buchstäbliche Eintönigkeit vor allem der autobiographischen Nachkriegsliteratur nicht widersprochen. Es ist, als kennten die Berichte mehrheitlich keine verschiedenen Tonhöhen, keine Melodie, keinen anderen Rhythmus als jenen des gleichmäßigen Vorwärtsschreitens und keine andere Erzählerfigur als die des unbeteiligten Berichterstatters. Sie drohen bis heute, Lesende zu langweilen oder in ihrer Nüchternheit zu frustrieren.

Die Langzeituntersuchung von Flossenbürger Texten zeigt die manifesten stilistischen Unterschiede zwischen den Erinnerungsberichten, die unmittelbar nach der Befreiung, und jenen, die erst Jahrzehnte später verfasst wurden. Obgleich für letztere häufig Aufzeichnungen der Nachkriegszeit als

Grundlage dienen mögen, sind sie meist persönlicher, schwungvoller, metaphernreicher geschrieben. Fälle nachweislicher oder wahrscheinlicher Überarbeitung zeigen, dass die Autoren die Erlebnisse mit Abstand zum Geschehen anschaulicher darstellen und selbstbewusster präsentieren, so in *Flossenbürg* (1945), dem der Autor Léon Calémbert wohl später einige Absätze voranstellte. Der eigentliche Beginn der Erzählung steht im für Calémbert typisch sachlichen, kontrollierten, gleichwohl nicht ganz kargen Stil: »An einem Januarmorgen 1945 entstieg einem Zug sechzig Gefangene, von denen immer zwei aneinandergekettet waren, im kleinen, verlorenen Bahnhof von Floss in Nordbayern. Ihre Fahrt hatte drei endlose Tage und drei noch endlosere Nächte gedauert, ohne Getränk, ohne Schlaf, mit Handschellen, die sich wie Klingen ins geschwollene Fleisch der Gelenke bohrten.« Dass er selbst einer dieser Gefangenen war, gibt der Einstieg nicht zu erkennen.

### Objektivität

Die Forschung hat die frühen Erinnerungstexte zu Lagerhaft mittlerweile historisiert und kontextualisiert. Nicht genügend hat sie allerdings eine Perspektive eingenommen, die sowohl die psychische Verfassung wie die kulturellen Bedingungen der vormals Gefangenen berücksichtigt und hierfür psychotraumatologische, soziologische und literaturwissenschaftliche Kenntnisse kombiniert.

Wie war die Situation der Autoren? Arendt ging in *The Origins of Totalitaria-*

nism davon aus, dass die nach Hause Zurückgekehrten – im vorliegenden Korpus der frühen Flossenbürg-Berichte alle männlich – ihre leiblich-psychische Integrität der Zeit vor der Haft wiedererlangten. Zwischen der Person vor der Verfolgung und der in Haft liege eine radikale Trennung, so die Annahme. Die Trauma-Forschung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die sich im Übrigen maßgeblich durch die Beschäftigung mit KZ-Haft fortentwickelt hat, nimmt, auch unter Rückgriff auf frühere Studien beispielsweise zum Ersten Weltkrieg, das Gegenteil an. Von einer radikalen Trennung würde daher heute niemand mehr sprechen, gleichwohl gehen viele unkritisch von ihr aus, sobald sie sich in die Lektüre vertiefen. Dass ein traumatisiertes Individuum nicht einfach wieder in die alte Haut zurückschlüpft, ist bekannt. Nicht genügend erörtert wird jedoch bezüglich der Erinnerungsliteratur der 1940er Jahre, wie es dazu kommt und welche Ambivalenz im Vorwurf der Emotionslosigkeit der Texte steckt. Die Leserschaft – auch die professionelle – vermisst die sprachliche Vermittlung von Emotionen. Indirekt steckt dahinter der berechnete Wunsch, nicht nur über objektive Sachverhalte, sondern auch über Gefühle etwas zu erfahren, denn sie zeigen die individuelle Wirkung der Geschehnisse, sind Teil der erlebten Gewalt und daher ebenfalls historische Informationen.

Eine Beziehung zum individuellen Erleben und wirksames Verstehen der Vorgänge stellen sich vor allem durch die Mobilisierung von Affekten während der Lektüre ein. Die Lesenden vermissen also ihre eigenen Gefühle. Zwar ist das »reale Erleben des Grauens«, wie Arendt Georges Bataille aufgreift, nachträglich kaum zu fassen. Doch führt die Annahme der Entseelung (Arendt) leicht in die Irre, und man möchte gegen ihren Befund der Unglaubhaftigkeit, der noch stark von Wissen und Geisteshaltung der frühen 1950er Jahre zeugt, Einspruch erheben. Erschienen die Verbrechen damals in ihrer Ungeheuerlichkeit noch unwahrscheinlich, so sind sie jetzt bekannt und gesichert. Der Abstand besteht heute daher weniger zu den Ereignissen als zu den autobiographischen Texten, auch wenn just sie zum Wissensbestand erheblich beitragen. Bleibt das Paradox, dass die Nachkriegsliteratur gleichzeitig als zu nüchtern kritisiert und als nüchtern gelobt wurde, denn nur als »neutrale« gelten (oder galten lange) die Erinnerungen als zur Rekonstruktion der NS-Repressalien nutzbar. Objektivität, Unpersönlichkeit und

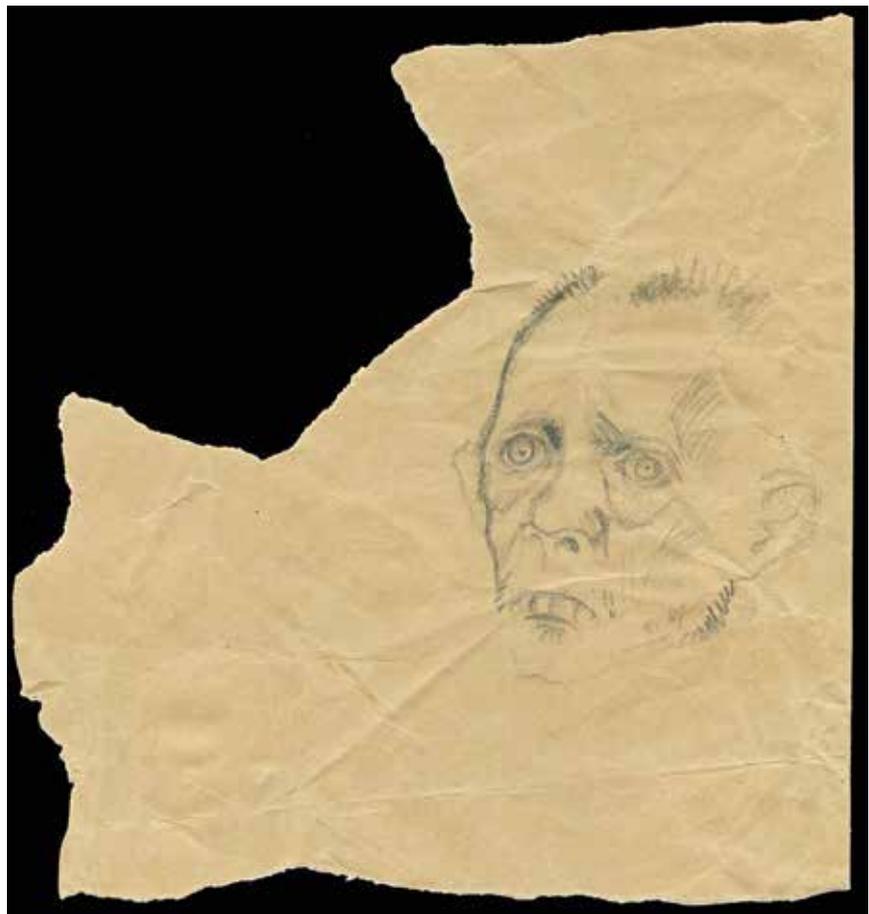


Foto © KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

1 Zeichnung des Gefangenen Georg-Hans Trapp. Ohne Titel, ohne Jahr.

die Fähigkeit zur Distanzierung werden explizit als Qualitätsmerkmale auch von Callemberts Text hervorgehoben.

Die 1995 erschienene Einleitung von Gie van den Berghe zu *Flossenbürg* enthält ein Unterkapitel *Der Wille zur Objektivität* und eines zu *Realität und Beobachtung* des Autors. Anerkennend heißt es, dass zur Erhöhung des Maßes an Objektivität der beobachteten Realität von Callembert subjektive Faktoren soweit wie möglich eliminiert wurden und subjektive Faktoren, die dennoch verblieben, erklärt und analysiert werden. Callembert wird in diesem Sinne zuerkannt, in *Flossenbürg* Gefühlen bewusst wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Objektivität und analytische Darstellung werden darauf zurückgeführt, dass er – Bergbauingenieur und ab 1953 Professor für Geologie – ein Intellektueller und Wissenschaftler sei.

Der Historiker von den Berghe ist nicht unsensibel gegenüber der sprachlichen Qualität von *Flossenbürg* und hebt hervor, dass darin erfreulicherweise ab einem gewissen Punkt Subjektivität erkennbar werde. Er erklärt zu Recht, dass ohne Verbindung zur Person und zur Situation im

Lager eine Erkenntnis des individuellen Erlebens praktisch unmöglich sei. Auf das Verhältnis von Sprache und Trauma geht er nicht ein. Die Literaturwissenschaft hat hierzu festgehalten, dass die Schwierigkeit, die erlebte Wirklichkeit schwerwiegender Gewalterfahrung in retrospektive Berichte zu überführen, gerade deren Konsequenz ist, und die Effekte von Traumatisierung analysiert. Stockende Sprache wurde als Folge der tiefgreifenden psychischen Verletzungen verstanden, von den Wunden des Textes (Dayan Rosenman) gesprochen und auf die in der Literatur der Deportation und der Lager hervorbrechende Qualität des Schreibens (Klein) verwiesen. Das Stockende stellt sich in den frühen Berichten jedoch besonders im Zurückweichen vor der Vermittlung der Empfindungen dar, die die eigene Bedrohung und der Tod Anderer auslösten. Hier als Beispiel ein Ausschnitt aus Paul Beschets *Mission en Thuringe* (1946) zum Quarantäneblock in Flossenbürg:

»Erschöpft schleppen sich die Leiber von Sterbenden am Boden dahin. Diese haben die schweren Steinbruch- oder Grubeneinsätze erlebt, von denen sie mit

großen Verlusten zurückgekommen sind. Da das Krankenrevier überfüllt ist, werden diese schrecklich abgemagerten Männer in sogenannte Schonungsblocks hineingepfercht. Im Übrigen müssen sie ohnehin sterben. Wo ist egal.«

### »Scheinbar normale« und »emotionale« Persönlichkeitsanteile

Neutralität und Nüchternheit ist näher auf die Spur zu kommen, wenn man das Festhalten an Parametern der Objektivität, der Entindividualisierung – zum Beispiel durch die Vermeidung des Pronomens »Ich« – und Emotionslosigkeit mit Erkenntnissen der Psychotraumatologie verbindet. Zwei Aspekte werden deutlich: Die Problematik der Verbindung von Emotionalität und Normalität und die Realisierung von Erwartungen an eine funktionierende Person in ihrer sozialen Umgebung. Schreibenanlass, Traumatisierung und Erwartungshaltung sind liiert. Fälschlicherweise erwartete Arendt und erwarten Leserinnen und Leser nicht selten, dass KZ-Überlebende so wach und gelassen über ihre Erlebnisse schreiben wie Autoren und Autorinnen ohne derartige Erfahrungen. Eine »ausgeruhte«

Schreibhaltung ist jedoch nicht möglich, solange die Diskrepanz zwischen dem Ich, das sich im Alltagsleben stabilisiert und zu rechtfertigt, und dem Ich, dessen Erlebnisse mit heftigen Emotionen verbunden sind, zu groß ist, als dass beim Schreiben beides zusammengeführt werden könnte. Schreiben über Misshandlung und Todesangst bricht sich am Gegenstand und kann ihm nur unter großen Vorsichtsmaßnahmen zu sprachlicher Realität verhelfen.

Zum Verständnis dieser spezifischen Autorschaft lässt sich das Konzept der strukturellen Dissoziation der Persönlichkeit in einen »scheinbar normalen« und einen »emotionalen« Anteil heranziehen, das in der Psychotraumatologie entwickelt wurde: Nach schwerer Traumatisierung verhilft das Funktionieren im Gerüst und Habitus einer »anscheinend normalen Persönlichkeit« dazu, den Alltag zu bewältigen, ohne von posttraumatischen Störungen bedrohlich beeinträchtigt und weggerissen zu werden. Davon getrennt bleiben die emotionalen Persönlichkeitsanteile. Sie bergen die durch Traumatisierung ausgelösten Gefühle, etwa Angst, Wut, Scham und Verzweiflung. Leiden die Gefangenen nach Mai 1945 an posttraumatischer Belastungsstörung (PTBS) und sind von Menschen umgeben, die ihren Erzählungen

nicht oder nicht immer wieder zuhören möchten, sich abwenden oder ihnen wenig Glauben schenken, ist die Realisierung, dass die Bedrohungssituation vorüber ist, außerordentlich schwer. KZ-Internierten brachte man zwar Mitleid entgegen, NS-Verbrechen waren jedoch ein Tabu-Thema. Ihre Vergangenheit ging zusätzlich vielfach mit sozialer Marginalisierung einher, vor allem wenn sie Opfer rassistischer Verfolgung waren. Oft ist es Traumatisierten unmöglich, die Diskrepanz zwischen den durchlebten und noch lebendigen Gefühlen und den im Alltag funktionierenden, rationalen Persönlichkeitsanteilen (die diese Gefühle ablehnen) zu überwinden. Für diese Erkenntnis beruft sich die psychotraumatologische Forschung übrigens gerade auf die Erfahrungen von NS-Opfern, in *Das verfolgte Selbst* auf die von Aharon Appelfeld.

Die skizzierte Situation, die bis hinein in die zwischenmenschlichen Beziehungen spielte, verfestigte meist die Unmöglichkeit, mit den Misshandlungen einhergehende Gefühle und das Funktionsgerüst prekärer Normalität zu verbinden. Die gefühlsmäßige Taubheit, die ein normales Funktionieren in diesem Stadium garantiert, schlägt stilistisch auf die Überlebensberichte zurück, wie in Robert Oliviers *Camp de Flossenbürg* (1945) die Zeilen



© KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

2 »Tal des Todes« heute.

2019 erscheint der Band **Das Konzentrationslager Flossenbürg – Geschichte und Literatur** der Romanistin Isabella von Treskow: Er bietet vielfältige Unterrichtsmaterialien und Quellen für Geschichts- und Französischlehrkräfte, für interdisziplinäre Ansätze und den bilingualen Unterricht. Die Autorinnen und Autoren eröffnen neue Zugänge, regen die kritische Diskussion an und geben didaktische Hinweise. Die Redaktion hat bei der Herausgeberin nachgefragt.

*BiDW: Ihr Buchprojekt ist die Frucht langjähriger Forschungsinteresses an Flossenbürg und ihres didaktischen Engagements. Beides schlägt sich auch in einem Workshop nieder, den Sie 2018 gemeinsam mit einer Kollegin der Universität Siegen geplant haben und der zu einem Hauptseminar in französischer Literatur- und Kulturwissenschaft gehörte. Behandelt wurde französische, algerische und deutsche Literatur zum Ende des Zweiten Weltkriegs und zur NS-Zeit. Was lernten deutsche und französische Studierende voneinander?*

*IVT: Sie stellten erstaunt fest, wie stark sich Perspektiven je nach Herkunftskultur unterscheiden, und nahmen dies zum Anstoß, eigene Positionen zu hinterfragen. Sie lernten nicht nur den Wert von Literatur als solcher schätzen, sondern dass sie sich auch vorzüglich eignet, Standpunkte Anderer nachzuvollziehen. Französische Studierende sagten, dass ihnen Historisches klarer wurde als durch Sachbücher. Gerade dass die Autoren wenig bekannt seien, gefiel: Mammeri, in Algerien übrigens berühmt, Herrmann-Neiße oder Schrade. Am Ende kursierten Bücher und lasen sie viel mehr als vorgesehen.*

Die deutschen Studierenden haben von den breiten Literatur- und Geschichtskennnissen der französischen Studierenden profitiert. Ein Gewinn war auch die Begegnung mit den Siegerner Geschichtsstudierenden. Der »fachfremde Blick auf die von uns behandelte Literatur« war »sehr inspirierend«, so eine Teilnehmerin.

Die französischen Studierenden hoben die Literatur Algeriens, die ihnen ja prinzipiell näher ist als Deutschen, und deren Erforschung hervor. Die wissenschaftlich-kritische Methodik war für sie anfangs ungewohnt, aber sie überflügelten bald ihre eigenen Erwartungen. Außerdem waren sie vom Ernst der Diskussionen in Deutschland berührt. Damit hatten sie nicht gerechnet. Sie lernten die Debatte um Schuld und Verantwortung kennen und waren beeindruckt vom Workshop in Flossenbürg, gerade auch der offiziellen Seite.

*BiDW: Der Band offeriert Materialien für textbasierte, auditive und visuelle Zugänge zum Thema. Nach welchen Kriterien haben Sie ausgewählt?*

*IVT: Originalität und Diversität der Quellen, ästhetische Qualität, Praktikabilität für den Unterricht, Bekanntheitsgrad der Autoren und Autorinnen, deren Präsenz in der KZ-Gedenkstätte Flossen-*



© Röhrig Universitätsverlag

bürg. Neben Erinnerungsberichten plus Unterrichtsmaterial und Übersetzungshilfen sind eine Video-Sequenz, eine Predigt und der Brief eines Inhaftierten enthalten, von F. Bédier an seine Eltern und seine Schwester Georgette. Zwei Kapitel widmen sich dem Dichter Robert Desnos; eine Zeichnung und Texte der Widerstandskämpferin Eliane Jeannin Garreau sind enthalten. Ihre Häftlingskleidung liegt in der Ausstellung in einer Vitrine.

*BiDW: Ihre Studierenden produzieren im Kontext des Seminars Podcasts zum Thema »Französische Häftlinge im KZ-Komplex Flossenbürg«. Welche Herausforderungen birgt die digitale Annäherung an die Thematik?*

*IVT: Die digitale Annäherung ist nicht das größte Problem. Die Herausforderung besteht eher darin, im Podcast den Hörerinnen und Hörern in knapper Zeit das Wichtigste zu vermitteln. Die Studierenden sind aufgefordert, ihre Ziele zu reflektieren: Was soll warum wie für wen vermittelt werden? Dazu kommt die praktische Herausforderung: Rollenverteilung – Erzählstimmen; französische Sprecher und Sprecherinnen für die Originalzitate, entsprechend deutsche für die Voiceover; Übersetzerinnen; die, die historische Informationen zusammenstellen – , Arbeitsorganisation, Skript-Erstellung, Terminplan.*

Die Workshops zur konkreten Umsetzung leitet Thomas Muggenthaler, Bayerischer Rundfunk. Am Ende wird alles im BR-Studio Regensburg aufgenommen. Wir sind gespannt!

zum »Kartoffelkommando«, zu Hunger und Gewalt durch abgerichtete Hunde: »Jeden Morgen werden wir um halb vier geweckt, [...]. Bei Tagesanbruch setzen

sich die Arbeitskolonnen in Gang. Über Bergwege laufen wir zum Dorfbahnhof, bewacht von SS-Männern und ihren grausamen Hunden. [...] Einige Kameraden

versuchen Kartoffeln zu stehlen und verstecken sie in ihren Taschen oder unter ihren Jacken, doch fast jeden Tag gibt es eine Durchsuchung und der, der gefasst wird,

wird geschlagen und manchmal von Hunden gebissen. Das Beste ist, sie vor Ort roh zu essen.«

## Warum schreiben?

Die Autoren verweisen generell darauf, dass ihre Berichte wesentlich dem Vermächtnis der Toten dienen. Dazu tritt der Wille zur Zeugenschaft. Die NS-Verbrechen sollen bekannt werden, die Berichte liefern Belege. Man besteht auf Faktentreue (»dies Zeugnis wurde so ehrlich wie möglich verfasst«, F. Carlier zu Jean Soudans *Flossenbürg*), auch durch Gattungsbezeichnungen (Hans Ballmann: *Im K-Z – Ein Tatsachenbericht*, 1945). Augenzeugenschaft wird ins Schriftliche transferiert. Nach Kriegsende entstandene Texte sind schließlich auch im Zusammenhang mit Befragungen und Zeugenaussagen in Gerichtsprozessen zu sehen. Dass hierfür Genauigkeit und Nachprüfbarkeit die wichtigsten Kriterien sind, verstärkt ihre sprachlich-objektive Dimension.

Eine psychotraumatologische Perspektive lässt zudem die These zu, dass ihre hohe Zahl und neutral-objektive Beschaffenheit auch mit einer Fixierung auf die

traumatischen Erlebnisse zusammenhängen dürfte. Die dokumentarische Macht schließt die Verteidigung der eigenen Person ein. Verteidigung seiner selbst war in KZ-Haft, so auch während der sich durch ein Höchstmaß an Gewalt auszeichnenden Internierung in Flossenbürg, eine Reaktion, die sich eben durch Traumatisierung ausbildete. Implizit aktualisieren die Autoren ihren Schmerz durch die eindeutige Schuldzuweisung an die Verbrecher. Ihre Texte führen als Anklagen die Selbstverteidigung der traumatischen Phase in der Gegenwart fort.

## Autobiographische Normen

Eine nur relative Autonomie formt auch das Autorbild, dem die KZ-Rückkehrenden entsprechen wollen. Der Erfolg zeigt sich in der sozialen Anerkennung, greifbar zum Beispiel in den Worten von van den Berghe zu Calémbert. Die Einpassung ins kulturell gefestigte Muster spielt in mehrerlei Hinsicht der Neigung zu Nüchternheit in die Hände, denn sie realisiert und affirmiert dadurch den Anspruch an das Mischgenre des autobiographisch verbürgten Tatsachenberichts. Okzidentale Kulturen haben

hierfür die Norm einer Gattung geschaffen, in der das Geschehen grob chronologisch geordnet und aus einheitlicher Perspektive erzählt wird, das Subjekt und dessen Entwicklung im Zentrum stehen, der Ereignisgang sich einem sinnvollen Schluss zuneigt und Verfasser aufrichtig erscheinen. Nicht wenige ehemalige KZ-Interne zeigen in ihren Schriften, dass die Gattung nicht mehr funktionieren kann, wo Entwicklung Zerstörung bedeutete und die Idee des modernen Subjekts im Lager pervertiert war. Den Sinn einer Gesamtaussage stellt besonders die Shoah-Literatur grundsätzlich infrage, sichtbar vor allem, wenn sie autobiographische und künstlerische Elemente verquickt oder eindeutig fiktional ist.

Frühe Berichte adaptieren jedoch überwiegend das autobiographische Basismodell, da es zum einen den Erwartungen und Reflexionsfähigkeiten der Nachkriegsgesellschaften entspricht und ihnen zum anderen gestattet, in einer psychischen Situation struktureller Dissoziation in gesichertem Modus das Wort zu ergreifen. Was die Leserseite angeht, argumentiert Klein zurecht, dass die autobiographische Literatur Rücksicht auf die Sensibilität der Lesenden nehme, ihnen Raum gebe, das



© Lisa Hindelang

3 Studierende auf dem Weg zum Seminar in der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg.

Unvorstellbare schrittweise zu ertasten, und erlaube, durch Distanzierung und Indirektheit bei den mitgeteilten Erfahrungen zu verweilen und sich nicht panikartig abzuwenden. Die Vorwegnahme der inneren Abwendung potentieller Leser und Leserinnen bestimmt folglich die Erzählhaltung. Hinzu tritt die kulturell verankerte Vorstellung eines guten, »normalen« autobiographischen Textes, geordnet, rational und realistisch, damit der Verfasser glaubwürdig wirkt und der Transfer der Erfahrungen zum Adressaten kommunikativ gelingt – das Pendant zum »anscheinend normalen Ich«.

Die Anpassung an das Modell des geordneten, »vernünftigen« Berichts wirkt in mehrere Richtungen: Ersetzung der fehlenden Zuhörerschaft durch die Schaffung einer potentiellen Leserschaft, deren Schonung durch den Verzicht auf Evokation von Gefühlen, schließlich Wertschätzung durch die Wahl einer etablierten Berichtsform und normgerechter sprachlicher Mittel. Wichtiger noch: Die Wahl verhindert retraumatisierende Effekte, da die Erzählungen durch ihr äußerlich bleibendes Verhältnis zum Erlebten als »Bollwerk gegen die Zerstörung und den Zusammenbruch« (Choutri) des Ich fungieren.

Ein typisches Konstruktionsmerkmal westlicher Autobiographien kommt den Autoren dabei entgegen, die klare Trennung von erzählendem und erzähltem Ich. Walter Adam arbeitet in *Nacht über Deutschland* (1947) etwa mit einer Erzählfigur, die, auch wenn es um Adam selbst und sogar die Gegenwart geht, entfernt vom Erzählten steht. Das Gerüst normativ anerkannter Distanz lässt eigene Leiden wie fremde erscheinen. Die persönliche Bedrohung wird nur knapp erwähnt:

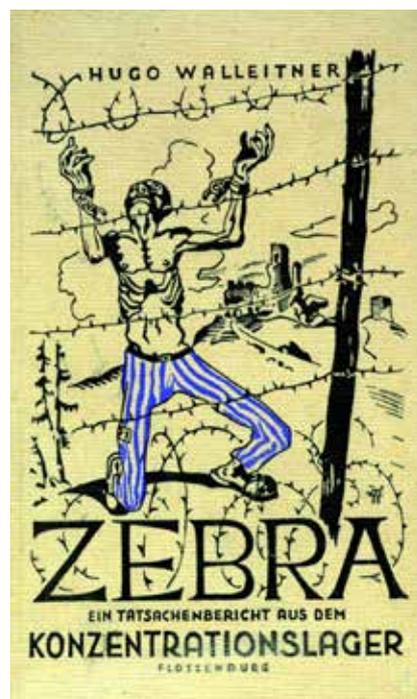
»Im Marsch-Marsch-Tempo stürmten die Häftlinge den Steilhang hinunter, um sich das Eßgeschirr zu holen, dann auf einer anderen Seite den Hang hinauf bis zum höchsten Punkt der Werkstraße, wo mittags das Essen ausgeteilt, abends zum Abmarsch angetreten wurde. Diese Hetzjagd über Stock und Stein, hinauf, hinunter, riß den älteren Gefangenen an der Herzmuskulatur. Ich war 54 Jahre alt, als ich sie durch zwei Monate täglich mitmachen mußte und habe davon ein Andenken fürs restliche Leben. Wer nicht rasch genug den Berg hinaufkam, wurde von den SS-Chargen mit der Pistole ermuntert oder mit Steinen beworfen. Ein SS-Obersturmführer, der später im Lager Buchenwald eine Rolle spielte, stellte sich gerne zu einer manns-

hohen Steinstufe und schlug die Gefangenen, die hier passieren mußten, mit einer Eisenstange ins Kreuz.«

Auffällig ist in vielen Texten die Ersetzung des Subjekts durch das Gefangenenkollektiv und die dominante Erzählperspektive eines rein beobachtenden Erzählers. Formal ist er dadurch nicht mit dem Autor-Ich identisch. Observierend spricht er von den Internierten als einer eigenen Gruppe, wie wenn er, das *Alter ego* des Autors, nicht Teil derselben gewesen wäre. Wenn Calémbert schreibt, welche furchtbaren Erinnerungen »den Häftlingen« immer in Erinnerung bleiben würden, dann ist es selbstverständlich sein eigenes Gedächtnis, »in dem die Erinnerungen niemals verblasen sollten«.

### Kulturelle Unterschiede

Das Korpus, gut zugänglich durch die Gedenkstättenarbeit in Flossenbürg, macht es möglich, die kulturellen Differenzen beispielsweise zwischen deutschen und französischen Texten zu erfassen, die ihrerseits die Verfahren normorientierter Adaption belegen. Entgegen kommt den Autoren das politische Gebot der Stunde,



© KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

4 Titelseite von *Zebra*, Erinnerungen von Hugo Walleitner, publiziert 1946.

sich scharf von den Ereignissen vor Mai 1945 abzusetzen. So orientiert sich der lebhaft und teilweise jovial verfasste Bericht *Zebra* (1946) von Walleitner [2], der



Foto: Thomas Muggenthaler

5 Der Bildhauer Shelomo Selinger (im Interview auf Seite 32 ff.) überlebte die Gefangenschaft im KZ Flossenbürg. Das Bild zeigt ihn mit Isabella von Treskow im März 2019 in Paris.

lediglich dann wortkarger wird, wenn die Grausamkeit ein Höchstmaß erreicht, sprachlich am Stil deutscher Memoiren der Zwischenkriegszeit und inhaltlich an in Nachkriegsösterreich sozial erwünschten Positionen, darunter dem Kampf für staatliche Unabhängigkeit. Ausdrücklich solidarisiert er sich zum Beispiel mit Richard Holy, einem Kämpfer für ein »freies Österreich« und Kommunisten, als solcher in Mauthausen und Flossenbürg inhaftiert. Walleitner, selbst kein politischer Häftling, markiert so die Distanz zu NS-Deutschland.



Foto © privat

Prof. Dr. phil. **Isabella von Treskow** studierte Romanistik, Germanistik und Geschichtswissenschaft in Berlin, Freiburg im Breisgau, Montpellier und Heidelberg; Promotion (1995), Universität Heidelberg, Habilitation im Fach Romanische Philologie (2006), Universität Potsdam. Seit 2009 Inhaberin des Lehrstuhls für Romanische Philologie I, Französische und Italienische Literatur- und Kulturwissenschaft an der Universität Regensburg, Kooperation mit der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg seit 2010. Zu den **Forschungsschwerpunkten** der Autorin zählen Literatur, Sprache und Medien im Kontext von kollektiver Gewalt im 20./21. Jahrhundert. Zu Flossenbürg: *Du camp au mémorial, de la littérature à l'Histoire. Romanische Studien* 2, 2015. <http://www.romanischestudien.de/index.php/rst/issue/view/3>

Die genannte Anklage, mit der die Verteidigungshaltung der Haftzeit in die Gegenwart des Schreibens fortgesetzt wird, geht bei Walleitner mit dem Versuch der sozialen Rehabilitation einher. Heute schwer nachvollziehbar zeigt er in *Zebra* durch einen lockeren Ton, saloppe Ironie und die Wahl der Episoden, dass er nicht nur ein bedauernswertes, unterlegenes Opfer war. Er passt sich damit indirekt der Umgebung und deren »Normalität« an. Walleitner will sich seinen Platz in ihr erschreiben; entsprechend diskret bleibt, dass er wohl wegen Homosexualität in Haft kam. Die ausländische Kritik reagierte noch vor kurzem auf *Zebra* mit Unverständnis und Missbilligung und stellt das Buch als geradezu frivol hin, in der Meinung, Walleitner sei nicht vom Tod bedroht gewesen. Carl Schrade, ein Deutschschweizer, der als Kapo in Flossenbürg vielen Mitgefangenen half, verbirgt in *Le Vétéran* den Haftgrund »Berufsverbrecher« und verfolgt unter anderem durch eine schmucklose Sprache das Ziel, trotz der Kapo-Funktion als wahrhaftes Opfer des NS-Regimes und in die Gesellschaft wieder als ebenbürtiger Bürger aufgenommen zu werden. Deutlich distanziert er sich von der SS, den Deutschen und deutscher Kultur. Häufiges Stilmittel zur Markierung des Abstands zur SS ist Ironie, wie sie auch den Bericht von Willi Eifler kennzeichnet. Politische Häftlinge wie er, Adam und Ballmann haben es leichter, ihre Erfahrungen zu publizieren – entsprechend häufiger liegen Berichte aus dieser Gruppe vor.

Autoren wie Calembert aus Belgien oder der Priester Beschet aus Frankreich müssen Distanznahmen zu SS, Deutschen und Deutschland nicht vornehmen. Hingegen sind französische KZ-Berichte klar Erzählungen eines auch in der Haft fort-dauernden Widerstands. Autorschaft orientiert sich hier rhetorisch und intentional an Schriften von *Résistance*-Mitgliedern. Diese Ausgangshaltung liefert eine weitere Erklärung für die starke Selbstkontrolle in den Texten. Indirekt können darin heroisierende Tendenzen zum Tragen kommen, die sie

an die Parameter der französischen Umgebungsgesellschaft anschlussfähig machen.

Die Autoren französischer Berichte nutzen im Übrigen die Möglichkeit, durch das Indefinitpronomen »on« (»man«) eine Gruppe zu bezeichnen, zu der der Erzähler nicht gehört, oder eine, zu der er gehört (»wir«). Unmerklich verfließen dadurch die Grenzen zwischen Außenwelt und Innenwelt. Die Quersicht aufs Korpus zeigt jedoch, wie schwer es auch den französischen Autoren in der Zeit nach ihrer Befreiung fiel, »ich« zu sagen, und mehr noch, wie selten sich ein »Moi« findet, das unverbundene Personalpronomen zur Hervorhebung der eigenen Person. Die Möglichkeit, in diesem selbstbezüglichen Ausdruck die Gefühle des »emotionalen« und die Rationalität des »anscheinend normalen« Persönlichkeitsanteils verbal zu verbinden, war für sie noch zu fern.

## Literatur

Hannah Arendt, *The Origins of Totalitarianism*. New York: Harcourt Brace Jovanovich, 1951. dt. *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, 1955.

Fadhila Choutri, *Violences sociales : la question de l'accueil du traumatique*. In: Fadila Choutri (Hg.), *Violence, trauma et mémoire*. Algier: Casbah Editions, S. 27–46.

Anny Dayan Rosenman, *Les Alphabets de la Shoah. Survivre, témoigner, écrire*. Paris: CNRS Editions, 2007.

Willi Eifler, »Im Laufschrift auf den Ölberg!«, in: Bernhard Füßl, Sylvia Seifert, Hans Simon-Pelanda, *Ihrer Stimme Gehör geben. Überlebendenberichte ehemaliger Häftlinge des KZ Flossenbürg*. 3 Bände. Band 1: *Zwangsarbeit*. Hg. von der Arbeitsgemeinschaft ehemaliges KZ Flossenbürg e.V. Köln: Pahl Rugenstein, 2001, S. 32–43.

Judith Klein, *Literatur und Genozid*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 1992.

Onno van der Hart, Ellert R. S. Nijenhuis, Kathy Steele, *Das verfolgte Selbst. Strukturelle Dissoziation und die Behandlung chronischer Traumatisierung*. Paderborn: Junfermann, 2008.

# Nacht und Nebel trotz allem

## oder »die prächtigen, fröhlichen Farben dieser Folterstätten«

Bernhard J. Dotzler

*Nuit et brouillard* (Frankreich 1955, Regie: Alain Resnais) ist ein anerkannt »guter Film«. Aber kann man, ja: darf man einen »guten Film« über einen solch unvorstellbar »schlechten Tatbestand« wie die Vernichtungslager der NS-Diktatur machen?

Seiner Anerkanntheit wegen sind längst alle nur denkbaren Aspekte dieses Films so gründlich erforscht wie erörtert. Beständige Aufgabe der Forschung bleibt aber zum einen, der Verstärkung durch eben jenes Prädikat oder auch durch die eigene Wahrnehmung, was für ein nicht nur unerträglicher, sondern darin bestürzend »guter Film« es ist, nachzugehen. Zum andern zielt die Kernfrage des Films auf das Wissen über die Lager, und das, obwohl sein Abstand zum Ende der Gräueltat gerade einmal zehn Jahre beträgt. Sorge des Films – und von ihm umsorgtes Vermächtnis für alle (damals) Über- und (heute) Nachlebenden – ist die Frage nach dem Wissen, das sich aus dem, »was übrig blieb«, noch gewinnen lässt. Die historischen Wissenschaften (Medienwissenschaft inbegriffen) mehren dieses Wissen Jahr um Jahr. Aber zugleich wächst der Abstand und mit ihm der Grund zu eben jener Sorge.

### Schönheit im Grauen

Der Holocaust und das KZ-System sind fraglos keine Gegenstände, mit denen *l'art pour l'art* zu treiben wäre. Und doch: Da ist Alain Resnais, als der Regisseur, dem im weiteren mehr und mehr filmkünstlerischer Ruhm zuteilwerden sollte; da sind die Dichter Jean Cayrol und Paul Celan, die den Begleittext zu den Bildern bzw. des-

sen deutscher Bearbeitung verfassten; und da ist Hanns Eisler, der Komponist, der die Musik zum Film beitrug – also: »Ein Filmmacher, ein Literat [oder gar zwei] und ein Musiker«, das heißt: »Ästhetik auf allen Ebenen«, wie noch die gegenwärtige Forschung konstatiert, aufgrund eines solchen Befunds die Anklage einer bezüglich der Thematisierung des Holocaust »kontraproduktiven Über-Ästhetisierung« erhebend. Aber *Nacht und Nebel* ist, wie noch zu präzisieren sein wird, kein Holocaust-Film. *Nacht und Nebel* ist »eine der bekanntesten KZ-Dokumentationen«, ein »Film über die Lager der Nationalsozialisten«. So jedenfalls informiert die Bundeszentrale für politische Bildung, die nämlich *Nacht und Nebel* auf die Liste der 35 Filme gesetzt hat, die sie als Filmkanon für die Schulen propagiert. Dessen Ziel sei es, »bedeutenden Werken der Filmgeschichte auch im Schulunterricht mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen und so der film-schulischen Bildung in Deutschland neuen Auftrieb zu geben«, zu »sensibilisieren für die Vielfältigkeit dieser Kunstform, für die Geschichte des bedeutendsten Mediums des 20. Jahrhunderts und für das Verstehen des Films der Gegenwart«.

Unversehens besiegelt damit die bislang letzte Etappe der Distribution und Rezeption von *Nacht und Nebel* seine Verortung auf dem Gebiet einer Cinephilie, wie bereits die ersten Kritiken sie pflegten, gerade indem sie vorgaben, ihr abzuschwören. So stand am 1. Februar 1956 in *L'Humanité* zu lesen: »Über diesen Film kann man unmöglich in den üblichen Worten der Filmkritik sprechen; über die Einstellung[en], die Kamera, die Kamerafahrt, das Geschick und den Stil erst recht nicht.« Und als Eric Rohmer dem Film im selben Monat in *Arts* eine »freskengleiche

Dimension« nachsagte, korrigierte er sich sogleich: »Man verstehe meinen Vergleich nicht als Sakrileg. Resnais wollte keine Kunst machen, sondern uns einfach mit der größtmöglichen Objektivität unterrichten. Wenn einige seiner Aufnahmen jene Schönheit im Grauen erreichen, wie sie Callot oder Goya eigen ist, so ist diese Schönheit eine Zugabe.«

Resnais, muss man sich hierzu in Erinnerung rufen, stand als Regisseur von *Nacht und Nebel* noch ganz am Beginn seiner filmkünstlerischen Laufbahn. Aber man richtete nicht »das Geschick« und »den Stil« seines Films, wie es unlängst dem jüngsten aller Auschwitz-Filme widerfuhr. *Saul fia / Son of Saul* (Ungarn 2015) von László Nemes erhielt (u.a.) den Grand Prix der Jury von Cannes, und dies wiederum erntete folgenden Kommentar von der Korrespondentin der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (26.5.2015): »Ich wüsste gern, was genau hier ausgezeichnet wurde – ein Regisseur, der einen ganz neuen Zugriff aufs Thema wagte, über dem so lange ein Bilderverbot herrschte, ein Fiktionsverbot? Wurden solche Diskussionen überhaupt geführt? [...] Oder ist Auschwitz, die industrielle Vernichtung des jüdischen Volks, inzwischen ein Thema wie andere auch, besonders unerfreulich, aber doch da, um sich an ihm auszuprobieren, eine Handschrift zu entwickeln, einen originellen Zugang zu finden?«

Punkt für Punkt hätte man so auch *Nacht und Nebel* infrage stellen können – bis auf das eine Moment, dass die Diskussionen, auf die hier angespielt wird, erst später geführt wurden. Das Fiktionsverbot vertrat auch Resnais, wenn er in der Presse erklärt: »Wir können für alle Bilder und Passagen des Films Unterlagen beibringen. Nicht ein einziges Bild, kein einziges Dokument und keine Filmszene wurde

nachträglich »gestellt« ...« Aber ein Bilder-  
verbot war Resnais' Sache damit gerade  
nicht. Als Manifest des Bildverbots ent-  
stand bekanntlich erst *Shoah* (Frankreich  
1985) von Claude Lanzmann – was diesen  
Film zwar nicht davor bewahrte, seinerseits  
in den besagten Filmkanon aufgenommen  
zu werden (und wie der Kunsthistoriker  
und Philosoph Georges Didi-Huberman  
angemerkt hat, es ist ja auch nicht so,  
»dass die neuneinhalbstündige Bilder-  
folge von *Shoah* keine Bilder zeigt«), was  
aber seinem Regisseur stets Legitimation  
genug war, Resnais für *Nacht und Nebel*  
entschieden zu kritisieren. So etwa – und  
dort immerhin eher versöhnlich – in seiner  
Autobiographie:

»*Nacht und Nebel* ist ein schöner, idea-  
listischer Film über die Deportation, das  
Wort »Jude« kommt dort nur einmal in ei-  
ner ganzen Litanei von Aufzählungen vor,  
und die Tränen, die er unaufhörlich fließen  
lässt, sind das Zeichen für eine großartige  
Macht zu trösten. Ja, *Nacht und Nebel* ist  
trotz der Leichen und der grauenvollen  
Lage der Deportierten, die in seinen Bil-  
dern veranschaulicht wird, ein Film über  
die Lebenden, die Überlebenden, ein Film,  
der ermöglicht, dass das Leben weitergeht,  
wenn die Tränen getrocknet sind, wie nach  
jedem großen Leid. Ich habe das mehr als  
einmal gesagt, und ich bin Alain Resnais  
dankbar, dass er, als vor kurzem die erste  
DVD von *Nacht und Nebel* herauskam, da-  
rum gebeten hat, diese Äußerungen von  
mir aufzunehmen.«

## Widerstand gegen die Auslöschung

Drei Kritikpunkte sind aus Lanzmanns Be-  
merkung herauszulesen: Erstens, Resnais' Film  
schenke der Ermordung der Juden,  
also dem spezifischen Genozid-Verbrechen  
der »Endlösung«, zu wenig Beachtung – und  
das ist durchaus nicht falsch gesehen. Es ist  
keine Holocaust-Dokumentation, sondern  
eine Dokumentation des KZ-Systems in sei-  
ner ganzen menscheitsverbrecherischen  
Gleichgültigkeit. Der am französischen Ori-  
ginal beteiligte Dichter war nicht umsonst  
ein KZ-Überlebender aus der *Resistance*.  
Gleichwohl hat man Resnais von anderer  
Seite bescheinigt, in seinem Film sei der  
Völkermord an den Juden zwar nicht als  
solcher herausgestellt, aber »in seiner gan-  
zen Spezifität hinreichend berücksichtigt«.

Zweitens die Bilderfrage. Der Regisseur  
Lanzmann moniert, dass Resnais' Film die  
grauenvolle Lage der Deportierten »ver-  
anschaulicht« habe. Sieht man sich aber etwa  
den Filmausschnitt über die »Wirklichkeit  
der Lager« genauer an, tritt stattdessen  
jene Frage nach dem Wissen über die Lager  
in den Vordergrund: die Frage, vor al-  
lem, nach dem Wissen, das sich aus dem,  
»was übrig blieb«, noch gewinnen lässt.  
Anders als in Lanzmanns *Shoah* kommen  
Überlebende weder zu Wort, abgesehen  
von den Texten Cayrol und Celan, noch  
ins Bild. Kein Zeugnis irgendeines Zeugen  
wird erfragt und festgehalten. Ausnahms-  
los werden die stummen Relikte gezeigt:

## *Nacht und Nebel*

Originaltitel: *Nuit et brouillard*  
Farbe +S/W, 32 Minuten  
Frankreich 1955  
Schnitt und Regie: Alain Resnais  
Drehbuch: Jean Cayrol  
Deutsche Fassung des Kommentars:  
Paul Celan  
Kamera: Ghislain Cloquet, Sacha  
Vierny  
Musik: Hanns Eisler  
Produktion: Como/Argos  
Produzenten: Anatole Dauman,  
Samy Halfon, Philippe Lifchitz

»alles, was uns bleibt«, und das gilt den  
ganzen Film hindurch für die neu und in  
Farbe gedrehten Bildsequenzen von den  
Lagerruinen ebenso wie für die Archiv-  
bilder, zu denen der Kommentar deutlich  
genug erklärt, wie eines Sinnes mit Lanz-  
mann, dass »kein Bild, keine Beschreibung«  
je adäquat sein könnten. Dennoch liefert  
der Film seine Bilder, die neu gedrehten  
wie die aus den Archiven, und vorab gegen  
die Verwendung dieser Archivbilder richtet  
sich Lanzmanns Kritik. Unter ebendiesen  
Bildern findet sich nun aber auch eine der  
vier Photographien vom August 1944, die  
als anonyme Aufnahmen zweier Häftlinge  
des Sonderkommandos von Auschwitz  
traurige Berühmtheit erlangt haben [1].  
»Wenn die Krematorien es nicht schaffen,  
errichtet man Scheiterhaufen«, lautet der  
zugehörige Filmkommentar. *Einäscherung  
Vergaster in den Verbrennungsgräben  
unter freiem Himmel vor der Gaskammer  
des Krematoriums V in Auschwitz* lautet  
der archivalische Titel des im Staatlichen  
Museum Auschwitz-Birkenau aufbewahr-  
ten Bilds. Georges Didi-Huberman hat die  
Geschichte dieser vier Aufnahmen ausführ-  
lich rekonstruiert und dabei deutlich ge-  
macht: Es sind vier »Stücke Film, der Hölle  
entrissen«, vier Bilder, »der Realität von  
Auschwitz entrissen« – *Bilder trotz allem*.  
»Bekanntlich war die »Endlösung« mit ab-  
soluter Geheimhaltung belegt: Schweigen,  
absolute Nachrichtensperre«, einschließ-  
lich: »Fotografieren verboten!« Und als, frei  
nach der Tonspur von *Nacht und Nebel*,  
die Nazis den Krieg nicht gewinnen, son-  
dern verloren, schritten sie zur »Vernich-  
tung der Werkzeuge der Vernichtung«. So  
wurde das Krematorium V im Januar 1945  
von der SS selbst zerstört: Nicht weniger



Quelle © Argos Films 1956, Bundeszentrale für politische Bildung 2011 (DVD)

1 *Nacht und Nebel* (Screenshot)



Quelle © Argos Films 1956, Bundeszentrale für politische Bildung 2011 (DVD)



2 *Nacht und Nebel* (Screenshot)



Quelle © Argos Films 1956, Bundeszentrale für politische Bildung 2011 (DVD)

3 *Nacht und Nebel* (Screenshot)

als neun Sprengladungen waren dazu nötig, darunter eine besonders gewaltige für den hitzebeständigen Ofen. Ein weiteres Mal ging es darum, Auschwitz unvorstellbar zu machen.« Vor diesem Hintergrund bedeuten die vier der Unvorstellbarkeit der Lager entrissenen Aufnahmen nicht weniger als »vier *Widerlegungen*«. Oder genauer, um Didi-Huberman noch einmal ausführlicher zu zitieren: »Die vier Fotografien, die dem Lager von den Mitgliedern des Sonderkommandos entrissen wurden, sind also auch vier *Widerlegungen*. Sie wurden einer Welt entrissen, die nach dem Willen der Nazis dunkel bleiben sollte: ohne Worte und ohne Bilder. In einem Punkt stimmen sämtliche Untersuchungen über das Universum der Konzentrationslager seit langem überein: Die Lager waren Laboratorien, Experimentiermaschinen einer *umfassenden Auslöschung*.«

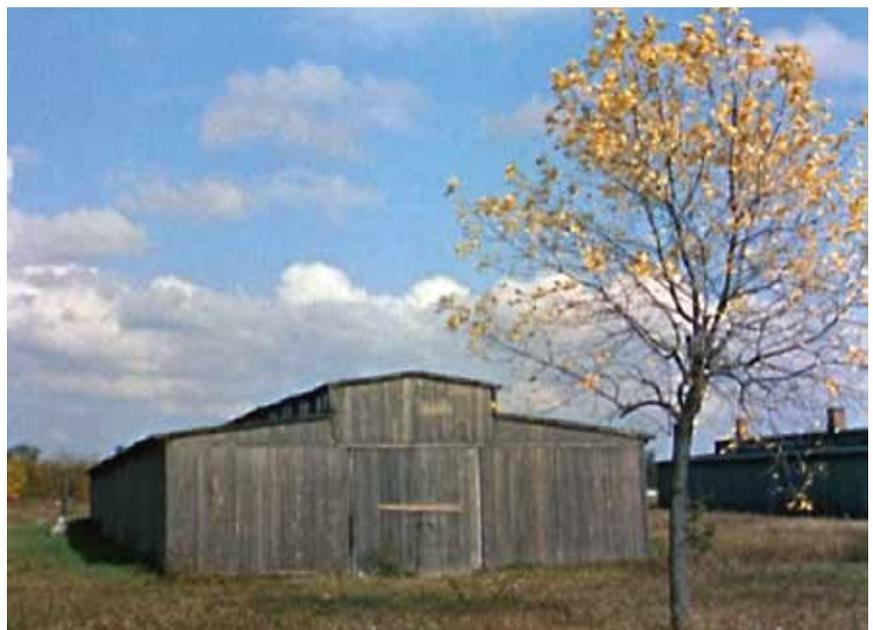
Ebendies gelang den KZs aufs Schlimmste, aber nicht restlos. Jenes »erratische Korpus aus *Bildern trotz allem*« widerlegt schlicht das Dogma, »über Auschwitz [ließe sich nur] in den absoluten Begriffen des »Unsagbaren« und »Unvorstellbaren« sprechen. Stattdessen sind jene Bilder eben Bilder, »durch nichts zu entkräften«, *sind* also *Widerstand* gegen den »absoluten Willen zur Auslöschung«, und nicht zuletzt dieser Widerstand ist Gegenstand und Thema, ist die Frage des Films von Resnais.

## Präsens der Präsenz

Deshalb ist es auch nur konsequent, wenn Resnais die »Äußerungen« Lanzmanns über seinen Film akzeptierte. Es geschah nur,

so die These hier, aus sehr verschiedenen Gründen. Lanzmanns dritter Kritikpunkt ist oder war, dass Resnais statt eines Holocaust-Films einen Film darüber gemacht habe, »dass das Leben weitergeht, wenn die Tränen getrocknet sind«. Das ist *Nacht und Nebel* in der Tat. Nur ist, dass das Leben weiterging, gemäß Resnais' Film nicht einfach nur tröstlich. In diesem Punkt geht Lanzmanns Kritik wiederum durchaus fehl. Längst, stellt der Film an seinem Anfang wie seinem Ende fest, obwohl doch kaum mehr als zehn Jahre seitdem vergangen sind, hat Gras über die Sache zu wachsen begonnen. Auschwitz, Buchenwald, Majdanek, Bergen-Belsen ... »Ein eigentümliches Grün bedeckt die müde getretene Erde«. »Auf den Appellplätzen und rings um

die Blocks hat sich wieder das Gras angesiedelt«. Also geht es erstens um die erste aller Gedenkplichten, die KZ-Verbrechen niemals zu vergessen, die Erinnerung nie erlöschen zu lassen. Darüber hinaus leitet sich aus dem über die Sache wachsenden Gras aber zweitens noch eine weitere Mahnung ab, nämlich die, das Gras wachsen zu hören. Der Vergangenheit zu gedenken ist eines; ein anderes ist, die Gegenwart zu befragen und auf die Zeichen zu achten, ob und wo und wie das Unheil heute dräut, wenn nicht schon geschieht – ob, wo und wie also heute Widerstand angezeigt wäre. In *diesem* Sinne ist Resnais' Film ein Film darüber, dass das Leben weitergeht, und Celan, der »der Tod ist ein Meister aus Deutschland« gedichtet hatte, übersetzte



Quelle © Argos Films 1956, Bundeszentrale für politische Bildung 2011 (DVD)

4 *Nacht und Nebel* (Screenshot)

5 *Nacht und Nebel* (Screenshot)

als Cayrols Kommentar gleichsam die Gegenfrage, ob »all das« tatsächlich »nur einer Zeit und nur einem Lande angehört«.

Es ist die Schlusssequenz, die mit dieser Frage endet, und wie auf der Kommentar-Ebene der Hinweis auf das wachsende Gras dieses Ende mit dem Anfang des Films verbindet, so auf der Bild-Ebene das entsprechende Grün und die langsamen, langen Kamerafahrten über die Grünflächen [2, 3]. Von Beginn der Filmkonzeption an war klar, dass die neuen Aufnahmen vor Ort – Auschwitz und Majdanek – in Farbe gedreht werden sollten. So erläuterte es der Kameramann Ghislain Cloquet [4]: »Es sollten die Bäume im Herbst zu sehen sein, die prächtigen, fröhlichen Farben dieser Folterstätten [...]. Resnais wollte eine lebhaftere Farbe. Er versuchte, durch die

Farbe den Blick zu verändern, den man für gewöhnlich auf diese Dinge richtet – den Blick einer betäubten Hommage, einen Trauerflorblick.« Deziert sollte es also ein Farbfilm sein, in den die schwarz-weißen Archivbilder montiert werden würden, um unmissverständlich zu zeigen, dass *Nacht und Nebel* ein historischer Film für die Gegenwart ist. »Der ganze Einsatz von *Nuit et brouillard* bestand darin, das Gedächtnis durch den Widerspruch zwischen den unvermeidlichen Dokumenten der Geschichte und den wiederkehrenden Kennzeichen der Gegenwart zu erschüttern«, so hat Didi-Huberman dieses Moment auf den Punkt gebracht. Oder noch ein wenig pointierter und mit dem französischen Philosophen Gilles Deleuze: »*Nuit et brouillard* kann als die Summe der Möglichkeiten gel-

ten, der Rückblende und der falschen Pietät des Erinnerungsbildes zu entkommen.«

So stellt sich *Nacht und Nebel* also durchaus in den Dienst der Geschichte, der Gedächtnispolitik; vor allem aber ist *Nacht und Nebel* gleichsam ein »Film im Präsens«, nämlich dem Präsens der Präsenz einer Kamera. Das ist zugleich sein politischer Einsatz und seine *l'art pour l'art*-Dimension, sein *l'art pour l'art*-Wagnis und dessen politische Dimension, sein Wille zu einem bestimmten Kamera-Stil wie zu den »prächtigen, fröhlichen Farben«.

Man hat, trotz oder im Anblick auch dieser Farbigkeit, von der »erschreckenden Sanftheit« (François Truffaut) von *Nacht und Nebel* gesprochen, ebenso wie man – auf denselben Eindruck bezogen – den Kamera-Stil, den Resnais hierfür erfand, als den einer »subjektlosen Kamerafahrt« (Alain Fleischer) bezeichnet hat: »Eine scheinsubjektive Fahrt«, die »den Blick von niemandem verkörpert«, sondern »eine unsichtbare Kamera in Szene setzt, einen geisterhaften Blick, der die leeren Orte eines tragischen Rätsels durchstreift, als wolle er sie lesen, sie entziffern«. Um diesen Gestus des Resnais'schen Kamera-Stils zu erfassen, könnte man vielleicht vom Prinzip einer *Wahrung des Außen* sprechen, und dieses Prinzip impliziert zweierlei. Erstens heißt *Wahrung des Außen* auch, dass Resnais sich oder seinen Film bis zu einem gewissen Maß gegen seinen Auftrag (und es ist ein Auftragsfilm, das sollte man nicht außer Acht lassen) *verwahrt*. Zweitens bringt es ein nahezu zynisches Paradox ans Licht, das diesem Auftrag und seiner Erfüllung in Form einer Besichtigung der KZ-Überreste durch eine Kamera innewohnt.

»Vor allem habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, die Menschen sehen zu lehren«, hatte David Wark Griffith am Beginn der Filmgeschichte erklärt. Der Film, würde eine davon abgeleitete, prominente Theorie nur kurze Zeit nach *Nacht und Nebel* erläutern, sei »in einzigartiger Weise dazu geeignet, physische Realität wiederzugeben und zu enthüllen«. »Nun gibt es verschiedene sichtbare Welten [...]. Die einzige Realität aber, auf die es hier ankommt, ist die wirklich existierende, physische Realität – die vergängliche Welt, in der wir leben.« Man kann sie auch »materielle Realität« oder »physische Existenz« oder schlicht »Leben« nennen. Film, so der bekannte Buchtitel, bedeutet also *The Redemption of Physical Reality* oder *Die Errettung* (oder richtiger sogar: die *Erlösung*) *der äußeren Wirklichkeit*. – Was aber vermag eine Kamera, ein

*Nacht und Nebel* gehört zu den frühen Dokumentarfilmen des vielfach ausgezeichneten französischen Filmemachers und Regisseurs Alain Resnais (\* 1922, † 2014), der einem weiten Publikum nicht nur durch Kurzfilme und Dokumentationen, sondern mehr noch seine Spielfilme wie *Hiroshima, mon amour*, *Letztes Jahr in Marienbad*, *Das Leben ist ein Chanson* oder *Smoking/No Smoking* bekannt wurde. Resnais pflegte in den 50er und 60er Jahren enge Kontakte zu den linken Intellektuellen des sog. *Rive Gauche*, einer Bewegung, die neue politische und ästhetische Ausdrucksformen im europäischen Kino etablierte. Resnais' Filme waren oft dokumentarisch und fast immer politisch, sie berührten u. a. den Zweiten Weltkrieg, den Algerienkrieg, den Spanischen Bürgerkrieg. Dabei arbeitete er mit Schriftsteller\*innen wie Marguerite Duras, Alain Robbe-Grillet oder Jorge Semprun zusammen. Seine Filmographie reicht bis in die 2000er Jahre. Sie endet mit dem 2014 beim Berliner Filmfestival präsentierten *Aimer, boire et chanter*, nach dem Theaterstück *Life of Riley* des britischen Dramatikers Alan Ayckbourn.

Film dann, wenn es um eine Wirklichkeit geht, die radikal der Auslöschung physischer Existenz verschrieben war? »Die Wirklichkeit der Lager«, paraphrasiert die Voice Over diese Frage: »die sie geschaffen haben, ignorieren sie, und die sie erleiden, können sie nicht fassen. Und wir, die wir nun zu sehen versuchen, was übrig blieb«?

## Verwahrung des Blicks

Der Auftrag, diesen Versuch zu unternehmen, ereilte Resnais von Seiten des *Comité d'histoire de la Deuxième Guerre mondiale*. Zu den Mitwirkenden zählten daher auch die im Vorspann genannten Historiker\*innen Henri Michel und Olga Wormser. Letztere würde später in ihrem Buch *Le Système concentrationnaire nazi (1933–1945)* einen bis dahin unerhörten Standpunkt für ihre historische Arbeit definieren, nämlich den, »nicht die Position eines Deportierten einzunehmen, der das von ihm erlittene System beurteilt, sondern die eines Angehörigen der SS in der Konzentrationslagerhierarchie, der sich bemüht, das System zu begreifen, das anzuwenden er aufgefordert ist«. Der Blick der Täter also – und diese Perspektive ist gleichzeitig in Ansätzen bereits in die Konzeption von *Nacht und Nebel* eingeflossen und ein Moment, gegen das sich der Regisseur erkennbar *verwahrt*.

Namentlich die Verwendung von Propagandafilmmaterial, wie es sich unter den herangezogenen Archivbildern findet, reproduziert fraglos die Täterperspektive. Auch unter den neu gedrehten Filmsequenzen ließen sich verschiedene Beispiele nennen. Das wohl bezeichnendste aber ist die Gaskammer-Sequenz. Auf der Bildspur ist ein kleines, schwarzes Guckfenster zu sehen [5], und die Tonspur erklärt, was die

Täter taten oder im Präsens des Films noch einmal tun: »Man schließt die Türen. Man beobachtet«. Damit handelt es sich in dieser Sequenz zugleich um die Position und doch nicht die Position der SS-Angehörigen, denn ins Bild gesetzt ist eben ein Blick *auf* diese Beobachtungsposition, nicht der Blick durch das Guckloch selber. Resnais *verwahrt* seinen Film also gegen den Täterblick, um stattdessen, wie Sylvie Lindeperg eindrucksvoll herausgearbeitet hat, »ein Bild im Präsens herzustellen, das arm an Gewissheiten ist«. Was nämlich, wenn man jenen Blick meidet: Was und wieviel vermag man dann noch zu sehen?

Schließlich gilt es auch zu bedenken, dass der Film einen Nazi-Ausdruck zum Titel gewählt hat. Der im Dezember 1941 in Kraft gesetzte Führererlass, der die »NN-Deportation« einführte, erhob das spurlose Verschwindenlassen zur regulären Maßnahme, durch die die Verschleppten nicht nur die Torturen ihrer Gefangenschaft erleiden sollten, sondern auch die doppelte Ungewissheit erstens der eigenen Unkenntnis über ihr Schicksal wie zweitens derjenigen, dass auch niemand sonst Kenntnis über ihren Verbleib haben würde. Wieder also die Vernichtungspolitik der Geheimhaltung, Unvorstellbarkeit der Geschehnisse, Auslöschung. »Nacht und Nebel« ist Ausdruck perfide erzeugter Ungewissheit und der gleichnamige Film erst als Ausdruck einer Auseinandersetzung mit diesem Ausdruck ganz begriffen. Der Filmtitel, könnte man sagen, adaptiert seinerseits zugleich die Nazi-Perspektive und ist Hinweis auf die quälende Ungewissheit aller anderen Perspektiven: die der KZ-Opfer, und die der eigenen »was übrig blieb«-Frage.

Dieses Moment – diese Wunde – also insistiert. Von Anfang bis Ende des Films geht es um die Planungen der Täter mit

zugleich Verachtung und Ignoranz; die Unwissenheit und Unfassbarkeit auf Seiten der Opfer; und die Frage nach der Position der Nachwelt. Als, wie eingangs zitiert, »eine der bekanntesten KZ-Dokumentationen« bestürzt *Nacht und Nebel* seine Betrachter auf allen Ebenen. Aber die eigentliche Verstörung resultiert aus der *Wissensfrage* und aus den Ambivalenzen, die er um ihretwillen als sein Risiko auf sich genommen hat: Vielleicht ist das KZ-System nur begreifbar aus der Position seiner Betreiber – aber es gilt doch, sich gegen deren Blick zu verwahren. Unerlässlich bleibt die Gedächtnispolitik des *Dies-darf-niemals-vergessen-werden* – aber es gilt doch zugleich, »der Rückblende und der falschen Pietät des Erinnerungsbildes zu entkommen«. Man muss, was geschehen ist, dokumentieren – aber nicht durch einen Dokumentarfilm der Gewissheiten, der »Beweisverwaltung« (Lindeperg), sondern durch einen Dokumentarfilm der Ungewissheit, der den Auftrag, wissen zu sollen – auch und gerade das, was heute geschieht –, immer neu erteilt.

## Literatur

Catrin Corell, *Der Holocaust als Herausforderung für den Film*. Bielefeld: transcript 2009.

Gilles Deleuze, *Das Zeit-Bild*. Kino 2. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1991.

Georges Didi-Huberman, *Bilder trotz allem*. München: Fink, 2007.

Siegfried Kracauer, *Theorie des Films. Die Errettung der äußerlichen Wirklichkeit*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1964.

Sylvie Lindeperg, »Nacht und Nebel«. Ein Film in der Geschichte. Berlin: Vorwerk 8, 2010.

*Onlineressourcen:* <http://www.bpb.de/shop/multimedia/dvd-cd/33877/filmkanon-nacht-und-nebel>



Foto © Julius Dotzler

Prof. Dr. **Bernhard Dotzler** wurde 2004 auf den Lehrstuhl für Medienwissenschaft am Institut für Information und Medien, Sprache und Kultur der Universität Regensburg berufen. Er studierte Germanistik, Philosophie und Kulturwissenschaft in Freiburg, Siegen, Bochum und Berlin. Nach Tätigkeiten als Referent in der Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates (Köln) und für die Fördergesellschaft wissenschaftlicher Neuvorhaben (Berlin) war er 1996 bis 2000 Wissenschaftlicher Assistent am Institut für deutsche Sprache und Literatur sowie Projektleiter am Sonderforschungsbereich SFB/FK 427 (»Medien und kulturelle Kommunikation«) der Universität zu Köln. 1997 Gastdozent an der University of Cambridge, UK. 1998 Gastprofessor für Medienwissenschaft an der Akademie der bildenden Künste, Nürnberg. 2000 bis 2004 Forschungsdirektor für Literatur- und Wissenschaftsgeschichte am Zentrum für Literaturforschung Berlin. 2010 Kade Visiting Professor an der University of California, Santa Barbara. 2018 Charlotte M. Craig Distinguished Visiting Professor, Rutgers University, School of Arts and Sciences.

**Forschungsschwerpunkte:** Medien und Wissen, Archäologie der Medien(wissenschaft), IT-Geschichte, Werbeforschung, Kriminologie und Gewaltforschung.

# Gedeih und auch Verderb

## Mindestens 250 Jahre Granitabbau in Flossenbürg

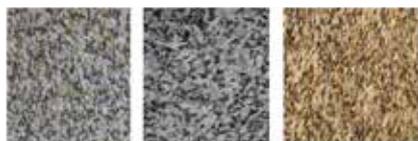
Ursula Regener

Auf den Böden und Geländern der Steirernen Brücke wurde er bei der letzten Restaurierung verlegt. Höfe und Interieur des Klosters Waldsassen sind mit ihm generalsaniert, Denkmäler, Grabsteine, Skulpturen aus ihm gehauen. Granit aus Flossenbürg ist in der Oberpfalz omnipräsent, die erbauliche, aber auch zutiefst beschämende Geschichte seiner Gewinnung ist bislang längst nicht vollständig erforscht. Der Beitrag versucht, die verschiedenen perspektivierten (regional-)geschichtlichen und literarischen Informationen so aufeinander abzustimmen, dass ein transdisziplinäres Forschungsfeld sichtbar wird.



Foto: UR/Alexander Wöitton

1 Helmut Langhammer: »Aufgebrochener Würfel« (1978) aus Granit vom Flossenbürger Säuberg.



2 Schattierungen des Flossenbürger Granits. Fotos und Montage: Ursula Regener

### »Ein sonderbar Gestein wird hier verarbeitet«

Zwei Jahre bevor Goethe seine Italienische Reise antrat, hatte er sich intensiv »Über den Granit« ausgelassen und seine Neutralität im Basaltstreit zwischen Neptunisten und Plutonisten kundgetan. So verwundert es nicht, dass Goethe, als er auf seinem Weg nach Italien vom 4. auf den 5. September 1786 in Regensburg weilt, in seinem Reisetagebuch festhält:

*»Ein sonderbar Gestein wird hier verarbeitet, zu Werkstücken, eine Art Todtliegendes, doch von dem, was ich für älter und ursprünglich erkenne. Es ist grünlich, mit Quarz gemischt, löchrich und finden sich grose Stücke des festesten Jaspis drin, in welchen wieder kleine runde Falden von Todt liegendem sich befinden«*

Berücksichtigt man die von Paul Praxl zusammengetragenen Informationen aus der Geschichte des Granitgewerbes in Ostbayern über zeitgenössische Abbaugelände und Verkehrswege in der Oberpfälzer Region, dann führt die einzige dort aufgeführte Quelle, die zur Beantwortung der Frage nach den Werkstücken und der Herkunft des Gesteins beiträgt, nach Flossenbürg.

### »Die sogenannten Flossenbürger Steine sind wohl jedem Oberpfälzer bekannt«

Höcks »Zusätze und Berichtigungen zu dem Geographisch-Statistisch-Topographischen Lexikon von Baiern« von 1802 berichten über Bekanntheit, Lage, Beschaffenheit, Ver-

wendung und Verbreitung des urkundlich seit 1769 in den großräumigen Wäldern um Flossenbürg abgebauten Granits [3]:



3 Ausschnitt aus Post-Karte von Baiern. München 1812.

Quelle: Bayerische Staatsbibliothek, Mapp. XI,54 m, mit Markierung des Abbaugeländes von sogenanntem Flossenbürger Granit.

*»Die sogenannten Flossenbürger Steine sind wohl jedem Oberpfälzer bekannt; um so mehr verdienen die Orte und Umstände ihrer Verarbeitung eine nähere Beschreibung.*

*Das Granitgebürge, in dem sich diese Steinbrüche befinden, fängt am neuen Hammer im Lobkowizischen an, zieht sich von da über Waldkirch, Flossenbürg, in die Flosser Waldung Lacherin, von da bey Freyhüfen in die Pleßberger und Wildenauer Waldungen, dann seitwärts des Gränzbaches über einen Theil des Stifts Waldsassen gegen Bernau. [...] Im Granite selbst ist in diesem ganzen Gebirgszug kein merklicher Unterschied; nur läßt sich der Flossenbürger Granit wegen seines feinem Kerns etwas feiner bearbeiten; und*

da auch in solchen die beträchtlichsten Steinbrüche sind, so werden die Steine gewöhnlich Flossenbürger genannt.

Die Steinarbeiten bestehen meistens in Thür- und Fenstergerichten, Stadeltenn-, Geschwell, Pflasterplatten, Gartensäulen, Krautfässern, Anmischgrand, Wassertrögen, Röhrkästen, Bräuhaus-, Meichkästen, Gartenbassins, Tröbergruben und andern dergleichen, welche aber nicht in Vorrath, sondern blos auf Bestellung gemacht werden. [...]

Sie [die Steinhauer] verkaufen übrigens sicher um 2000 fl jährlich und sezen ihre Arbeiten im Nürnbergischen, Bambergischen, in Böhmen, das meiste aber gleich im Lande ab.« (Sp. 51–52)

Das für das weit über die Gemeinde Flossenbürg hinausgehende »Granitgebürge« Gesagte gilt im Großen und Ganzen für alle zeitgenössischen Abbaugelände Ostbayerns (neben Flossenbürg: Metten, Eberhardsreuth, Waldkirchen und Hauzenberg).

Adalbert Stifter, dessen Beobachtungen von Oberplan ausgehen, hat seine das »Sanfte Gesetz« proklamierende Novellensammlung *Bunte Steine* betitelt und eine der Erzählungen schlicht »Granit« genannt.

## »eine Haupternährungsquelle der in dieser Gegend wohnenden Bevölkerung«

1814 konnte die Flossenbürg den Schlossberg (mit der Burgruine) vom inzwischen Königreich gewordenen Bayern erwerben und über den erhobenen »Bruchzins« die Gemeindekasse auffüllen. Dies lohnte umso mehr, als der Bedarf an Granitwürfeln und anderen Bausteinen durch die zunächst in den Residenzstädten vorangetriebene Straßenbepflasterung (ab 1811 von Wien ausgehend), Kirchenbauten, Uferbefestigungen (Donaulände Passau) und den im Zusammenhang mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes benötigten Brücken (Ilz- und Innbrücke), Tunnel- und Gleisanlagen im Laufe des 19. Jahrhunderts wuchs. 1886 erreichte dieses Schienennetz Floss, die Strecke nach Flossenbürg wurde 1913 fertig. In diesem Zeitraum sind sowohl ein sprunghaftes Wachstum als auch die allmähliche Technisierung des Granitgewerbes zu verzeichnen.

1913 bauten in Flossenbürg 300 Arbeiter in 25 Steinbrüchen Granit ab. Den

größten Steinbruch am Schlossberg hatte 1910 Karl Egerer von Wilhelm Jacob übernommen. Am 2. März 1939 wurde für das Gebiet Naturschutz verordnet.

Da Wirtschaftsgeschichte immer auch Sozialgeschichte ist, sei hier erwähnt, dass Flossenbürg mit seinem 1872 gegründeten Arbeiter-Unterstützungsverein eine Vorreiterrolle in der für die politische Stabilität der Bismarckära entscheidenden Sozialgesetzgebung zukommt. Der erste Akkordlohnvertrag »für die Granitwerke des Bayerischen Waldes« datiert von 1908. [4]



4 Steinarbeiter der Flossenbürger »Schlossberg Granitwerke« 1912, Privatbesitz.

## »Der alte Steinbauer [...] war ein tüchtiger Geschäftsmann«

Die Industrialisierung des Steinhauer-gewerbes ist auch für die (früh-)realistische Erzählkunst von Interesse. 1889 lässt der ostbayerische Schriftsteller Maximilian Schmidt seine Erzählung »Der Primiziant« vor der Kulisse des südöstlichen Bayerischen Waldes spielen und setzt damit dem Deichbauwissen, das ein Jahr zuvor durch Theodor Storms »Schimmelreiter« Verbreitung fand, eine realhistorisch fundierte Geschichte aus dem Arbeits- und Erwerbsleben der großen und kleinen Steinbauer entgegen:

»Allenthalben findet man denn auch im sogenannten Vorder- und Passauerwalde großartige Brüche, in welchen eine Menge Grabmonumente, Wasserbehälter, Viehbarren, Fensterstücke, Platten, Quaderstücke, Gesimse, Säulen und Pflasterwürfel aus diesem Material gefertigt werden, die, nach dem In- und Auslande versendet, eine Haupternährungsquelle der in dieser Gegend wohnenden Bevölkerung bilden. Mehrere hundert Arbeiter sind oft in einem solchen Bruche beschäftigt und schon auf weite Entfernung kennt man durch den oft hoch aufgeschichteten Abraum das

Vorhandensein solcher industrieller Unternehmungen.

Da herrscht dann ein reges Treiben. Hunderte von schweren Hämmern sind in Bewegung, die nur auf Minuten ruhen, wenn von der Grundmasse größere Blöcke mittels Sprengschüssen losgelöst werden, wobei sich die Arbeiter gegen die oft weit hin geschleuderten Steinsplitter zu decken haben.

Die einen richten die rohe Form zu recht, andere besorgen die feinere Ausarbeitung, in der bei dem Bruche befindlichen Schmiede werden die abgenutzten Instrumente wieder geschärft, Fuhrwerke stehen bereit, auf welchen mittels Winden die schweren Stücke verladen und fortgeführt werden«

Wie in den anderen Industriezweigen der Zeit machte das aufkommende Aktienwesen auch vor dem zu Investitionen genötigten Granitgewerbe nicht Halt. Vergesellschaftungen und Fusionierungen mündeten in die 1888 in Regensburg gegründete *Bayerische Granit-Aktien-Gesellschaft*. [5]

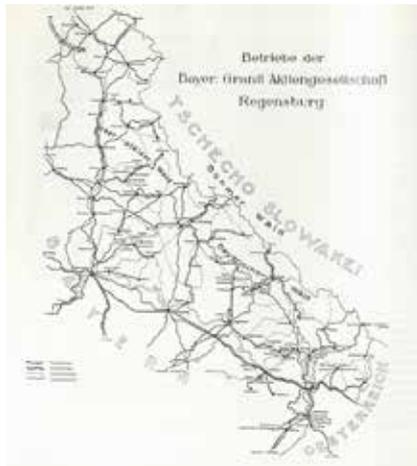


5 Werbung der Bayerischen Granit-Aktien-Gesellschaft 1910.

Quelle: Paul Praxl, »Eine Haupternährungsquelle in dieser Gegend«. Die Geschichte des Granitgewerbes in Ostbayern. In: Winfried Helm (Hrsg.), Granit. Salzweg: Tute Druck 2007, S. 77–214, hier S. 202, ohne Bildnachweis

Trat diese im Bericht der Regensburger Industrie- und Handelskammer von 1914 noch wirtschaftsstark auf, wurden die guten Prognosen nacheinander durch den Ersten Weltkrieg, die schlechte Auftragslage und Inflationen in den Nachkriegsjahren durchkreuzt. Erst infolge der Pflastersteinkontingente, die im Zuge der Reparationsvereinbarungen nach Frankreich und Belgien abgeführt werden muss-

ten, präsentierte sich die Aktiengesellschaft 1925 wieder selbstbewusst. [6]



6 Standortkarte der Betriebe der Bayerischen Granit-Aktiengesellschaft.

Quelle: Alfred Kuhlo (Hrsg.), Geschichte der bayerischen Industrie, München 1926, S. 473.



7 Anzeige der »Arbeitsgemeinschaft Natursteinlieferungen« von 1937.

Quelle: Organisationsleitung des Reichsparteitages (Hrsg.): Führer zum 9. Reichsparteitag der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei zu Nürnberg vom 6. bis 13. September 1937. München 1937, S. 116–117.

Diese Hochzeit endete mit der 1929 einsetzenden Weltwirtschaftskrise. Durch den Zusammenschluss zu einer *Arbeitsgemeinschaft der Bayer. Pflasterindustrie rechts des Rheins G.m.b.H.* hofften Granitunternehmen in Ostbayern 1932, überregionale Auftraggeber besser auf sich aufmerksam machen zu können. Ein Jahr später, nach der »Machtübernahme«, konnten sie tatsächlich vom nationalsozialistischen Grenzlandaufbauprogramm für die »Bayerische Ostmark« profitieren, in dessen völkischer Propaganda auch der mit der Arbeiterbewegung solidarische Berufsstand der Steinhauer zum Prototyp deutscher, kraftstrotzender Männlichkeit umcodiert wurde.

Ab 1934 verzeichnete die Bayerische Granitindustrie aufgrund des hypertrophen Bauprogramms zur Umgestaltung Berlins und anderer »Führer«-Städte Vollbeschäftigung. 1937 schlug sich diese Konjunktur in der Gründung der »Arbeitsgemeinschaft

Natursteinlieferungen« nieder, der fast 300 Firmen angehörten, die den ungeheuren Bedarf an Natursteinquadern, die den Vorstellungen des NS-Architekten Albert Speer entsprachen, zu decken versuchten. [7]

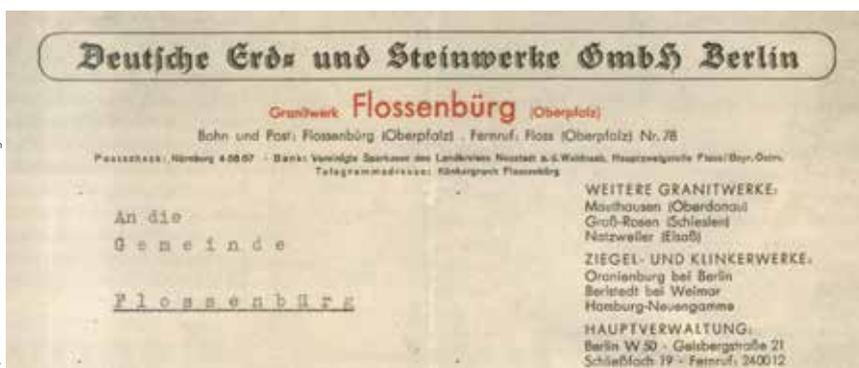
Die sich abzeichnenden Lieferengpässe und ihre mittlerweile gewonnene Organisationshoheit über die Konzentrationslager, nutzte die SS, eine eigene Granitindustrie aufzuziehen, die jenseits von Arbeitsrecht und Menschenwürde agierte. Ab 1938 firmierte sie unter dem Dach der neuen »Deutsche Erd- und Steinwerke GmbH« (DESt) und setzte die Konkurrenz systematisch unter Druck, indem sie Inhaftierte unentgeltlich zur Schwerstarbeit zwang. In Buchenwald, Groß-Rosen, Natzweiler, Gusen, Mauthausen und Flossenbürg wurden Konzentrationslager in unmittelbarer Nähe zu Steinbrüchen angelegt. Hinter der Fassade eines traditionellen Industriezweigs unterminierten die Willkür und Brutalität,

die den Inhaftierten entgegenschlug, jedes bisherige Verständnis von Arbeit und damit auch die ökonomisch-humane Logik, wonach die Quantität und Qualität der Produktion von Motivation und Verfasstheit der Arbeiterschaft abhängen.

In Flossenbürg wurden die ortsansässigen Betriebe durch die Stilllegung des Abbaugebietes am Schlossberg ausgeschaltet. Damit standen die arbeitslos gewordenen Steinhauer und Steinmetze der DESt als Vorarbeiter zur Verfügung. 87 zivile Mitarbeiter fanden Beschäftigung. Flossenbürg, das seine Einwohnerzahl 1939 auf 2281 verdoppelte, geriet so binnen kürzester Zeit in eine ökonomische und politische Abhängigkeit von der SS. [8]

### Aufbau des Konzentrationslagers und Erschließung der Steinbrüche

Der Ort war durch seine über die »Arbeitsgemeinschaft Naturstein« abgewickelten Granitlieferungen in Betracht gekommen. Dass der damalige Regierungspräsident von Niederbayern und der Oberpfalz, Wilhelm Freiherr von Holzschuher, seit 1928 NSDAP-Parteigänger, seit 1934 SS-Gruppenführer, forcierte den Pachtvertrag zwischen Bayern und der DESt über das 52.000 qm große Abbaureal am Wurmstein. Noch bevor dieser unterschrittsreif war (1. Juli 1938, Laufzeit 10 Jahre), war mit der Anlage des zunächst auf 300 Häft-



8 Briefkopf der DESt Flossenbürg, 1943.



Foto © KZ Gedenkstätte Flossenbürg



9 Steinmetzhalle, aus einem Album der Firma Messerschmitt, um 1943.



Foto © Image Bank WW2 – NIOD

10 Gestelltes SS-Foto von 1942.

linge und 200 SS-Angehörige berechneten Konzentrationslagers begonnen worden. Bereits am 3. Mai 1938 hatte der erste Transport mit 100 Häftlingen aus dem KZ Dachau die Baustelle erreicht. Sie mussten die ersten Lagerbaracken errichten.

Durch die Zwangsarbeit weiterer 1000 in der NS-Terminologie so genannte »Berufsverbrecher« und »Vorbeugehäftlinge« waren bis Ende 1938 drei Steinbrüche erschlossen und das mit Wachtürmen und Stacheldraht umzäunte Lager mit Häftlings-, Kommando- und Arbeitseinsatzzonen im pervertiertesten Sinn des Wortes »betriebsfähig«. 1939 wurde die Belegungskapazität auf 3000 Gefangene und 400 SS-Wachmänner ausgebaut. Auf dem Steinbruchareal wurden Maschinenhaus, Schmiede, Schreinerei, Gefolgschaftshaus, Garagen, Werkshallen erstellt. Gefertigt wurden vorwiegend Pflaster- und Bruchsteine sowie Granitsand. Treppenstufen und Bodenplatten für SS-Bauprojekte gehörten zu den Aufträgen, die nur mit Knowhow zu bewerkstelligen waren. [9]

**»12 bis 15 000 cbm von Steinmetzen bearbeitete Steine scheinen möglich!«**

Aus betriebswirtschaftlicher Perspektive zeichnete sich von Anfang an ab, dass die Folterbedingungen nicht zur Produktivität beitragen konnten. 1940, als aufgrund der miserablen körperlichen Verfassung der Häftlinge die Granitproduktion nur auf 4000 cbm Steine kam, wurden in Flossenbürg »400 z.T. angelernte Häftlingssteinmetze« von 30 Zivilsteinmetzen angeleitet. Anlass für die Bemühungen um Bilanzen war die Wiederaufnahme des Bauprogramms für

Berlin, aufgrund dessen Heinrich Himmler von Flossenbürg eine Verdreifachung des Ausstoßes auf 12 000 cbm erwartete, worauf die SS-Führung Expansionspläne für das Konzentrationslager entwarf.

Diese betrafen das Steinbruchareal, das auf 130 000 qm erweitert wurde, die Kasernen- und Verwaltungsbauten (nicht realisiert) sowie die Erhöhung der Aufnahmekapazität für Häftlinge auf 8000 bis 9000 (durch Überbelegungen umgesetzt).

Die »Neue Planung Flossenbürg« vom 20. Februar 1941 enthielt zudem Ideen »über Prof. Speer auf Aufhebung des [seit 2. März 1939] bestehenden Naturschutzes« am Schlossberg zu drängen, sowie in acht zusätzliche Steinmetzhallen, die Beschaffung modernster Maschinen und den Ausbau des Schienennetzes zu investieren. Von einer Erhöhung der Zivilsteinmetze auf 50, der »Häftlingssteinmetze« auf 1200 und 1000 weiteren angeleiteten Häftlingen versprach man den Entscheidungsträgern die entsprechende Leistungsfähigkeit. So sollte ein Programm für zunächst 179 »Häftlingslehrlinge« ab November 1940 sichern, dass die Professionalität der Arbeiter vor Ort stieg. Die »Lehrlinge« sollten einen 10-wöchigen Theoriekurs absolvieren und danach als »Häftlingsvormänner« ihrerseits Gefangene, die praktische Vorkenntnisse hatten, anlernen. [10]

**»Ich möchte sagen, dass dieses Flossenbürg für mich auf immer und ewig die Hölle darstellen wird«**

Einer dieser Lehrlinge war Sergej Illarionowytsch Rybalka [11] aus der Ukraine, der seine Inhaftierung von November 1942

bis April 1945 in Flossenbürg überlebte und aus dessen Erinnerungen deutlich hervorgeht, wie stark solche programmatischen Verlautbarungen von den tatsächlichen Torturen im Steinbruch abweichen:

*»Ich möchte sagen, dass dieses Flossenbürg für mich auf immer und ewig die Hölle darstellen wird und gebe Gott, dass sich so etwas nicht wiederholen möge! [...]*

*Mir wurde auch gestern die Frage nach dem Steinbruch gestellt. Wohin kamen diese Steine? Wofür wurden sie gemacht? [...] Es gab würfelförmige, parallel epipedartige, rechteckige, manche Steine wurden für den Straßenbau bearbeitet. Die Steine wurden weggebracht. Es kamen Fahrer; einige von ihnen kannten wir bereits. Sie kamen sogar aus Nürnberg. D.h. unsere Steine aus Flossenbürg wurden natürlich auch in Nürnberg zum Bauen verwendet. [...]*

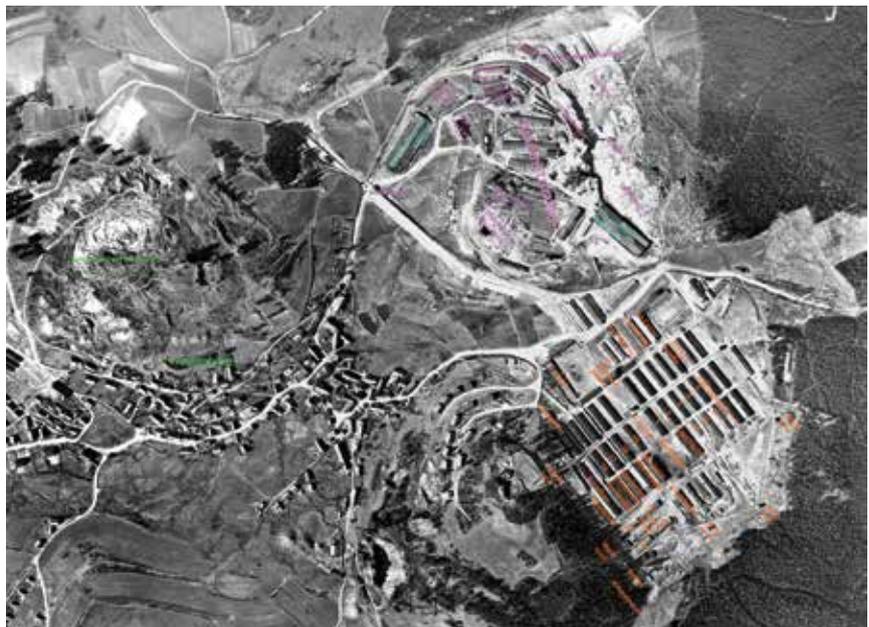
*Können Sie ein bißchen von der Arbeit im Steinbruch im Winter erzählen?*



Foto © Archiv der Arbeitsgemeinschaft Ehemaliges KZ Flossenbürg e.V.

11 Sergej Illarionowytsch Rybalka nach seiner Befreiung 1945.

Das war offensichtlich genau der Sinn des Steinbruchs. Darin bestand der Nutzen des Steinbruchs für die SS. Zuerst trug ich Steine. Steine trug ich. Dann trug ich das Werkzeug für die, die die Steine bohrten. Ich begleitete den Schmied. Kochal hat mich so hart geschlagen, dass ein ziviler Meister mir beigesprungen ist und fragte: »Was soll das?« Dieser Meister hat mir geholfen. Er zeigte mir, wie man an den Steinen arbeitet, wie man sie zerteilt mit dem Luftdruckhammer. [...] Mit diesem Hammer höhlt man den Stein keilförmig aus. Und solche Aushöhlungen machte man viele. In einem Stein alle 10–20 cm eine kleine Aushöhlung, aber tief. In diese Aushöhlungen wurden Keile eingeschlagen. Man schlägt mit dem Hammer darauf und der Stein zerbricht. [...] Das war alles im Freien. Bei jedem Wetter, egal ob Regen, Schnee oder Frost, saß ich auf einem Stein und arbeitete. Ich war barfuß und trug nur diese Holzschuhe.«



12 Fotomontage aus Luftbildern von Flossenbürg, US Air Force. 23. März 1945.

© National Archives, Washington D.C., mit Legenden zum Konzentrationslager (orange) und zu den Steinbrüchen (blau) nach Angaben der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg.

Den von Rybalka entlarvend genug geschilderten Ansätzen professionalisierter Arbeit stand die Massenvernichtung von Häftlingen durch schwerste Strapazen (Geröllabräumung, Steineschleppen, Gebietserschließung usw.) gegenüber.

### »Eine vollkommen sinnlose Sklavenarbeit ...«

Willi Eifler (seit 1939 inhaftiert):

»Dort angekommen [im Steinbruch], rief uns ein Kapo heraus und zeigte uns, wo wir Steine tragen mußten. Auf der vorderen Seite eines Berges mit ca. 70 % Steigung, es waren wohl an die 2000 Häftlinge dort beschäftigt, die mit Hacke den Abraum aufhacken mußten und den Berg hinunter schippen. Der Winter war sehr kalt, wir hatten Temperaturen bis 36 Grad Minus, das Lager und der Berg lagen sehr hoch. Die ganze Arbeit war sinnlos, weil die Menschen zu kraftlos waren, der Boden war zu hart gefroren, sie brachten nur kleine Stückchen Erde mit der Hacke los. Neben uns standen die hölzernen Wachtürme mit je drei SS-Posten besetzt, ein schweres MG und zwei MP. Wir mußten bis auf die Spitze des Berges, oben einen schweren Stein auf die Schulter nehmen, herunter tragen bis auf die Straße und dort die Böschung hinunter werfen. Eine vollkommen sinnlose Sklavenarbeit...«

Die Zahl der in die Fron der Steinbrüche abkommandierten Häftlinge stieg bis zum Jahresende 1942 kontinuierlich und nahm dann aufgrund der Verlagerung der Messerschmitt-Werke von Regensburg nach Flossenbürg ab. Trotzdem gab es weiterhin »Arbeitskommandos« im Steinbruch.

	Steinbruch-häftlinge	Gesamtzahl der Gefangenen
Juli 1939	646	1509
Jahresende 1942	1943	3515
Februar 1944	126	über 3000
Dezember 1944	530	knapp 9000

Zahlenangaben nach Jörg Skriebeleit: Flossenbürg – Stammlager, in: Der Ort des Terrors, Band 4, S. 17–66. Nicht (immer) alle Häftlinge wurden in die Steinbrüche geschickt. Daneben gab es weitere Straf- und Arbeitskommandos.

Zum Zeitpunkt der Befreiung Flossenbürgs am 23. April 1945 waren im Hauptlager 13 000 bis 15 000 Menschen entkräftet gestorben oder exekutiert worden; wie viele davon am und im Steinbruch ist kaum auszumachen. [12]

### Nutzung des Lagergeländes nach 1945

Das ehemalige Lagergelände wurde weiter genutzt: Von Juni 1945 bis März 1946 als amerikanisches Kriegsgefangenenlager für SS-Angehörige, danach bis Oktober

1947 als Flüchtlingslager für über 2000 katholische polnische Displaced Persons, auf deren Initiative die weitere Gestaltung des von den Amerikanern angelegten Ehrenfriedhofs, die 1947 aus den Steinen der Wachtürme errichteten Kapelle und die Realisierung der vom Krematorium ausgehenden Erinnerungslandschaft erfolgte.

Am 28. April 1948 stellte die Bayerische Regierung, die erst zum Jahreswechsel offiziell (und rückwirkend zum 21. Juni 1948) wieder als Eigentümer des KZ-Lagers und der Liegenschaften der DESt fungierte, (nur) diese bisher angelegten Erinnerungszonen unter Denkmalschutz. Das übrige Lagerareal wurde teils bewohnt, teils gewerblich genutzt, das Barackengelände am Plattenberg ab 1958 als Bauland ausgewiesen.

### Granitabbau am Flossenbünger Wurmstein nach 1945

Für das Steinbruchgelände setzte die Amerikanische Property Control bis 1948 Treuhänder ein, die mit 38 Arbeitern alte Aufträge der DESt abwickelten und sich am Bau der ersten Gedenkstätten beteiligten. Mit Datum 15. August 1947 verpachtete das Bayerische Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung (im Einvernehmen mit der Property Control) das Gebiet für fünf Jahre an die 1946 in

Floss gegründete Oberpfälzer Steinindustrie Gewerkschaftliche Genossenschaft m.b.H (OSti), die auch deshalb den Zuschlag bekam, weil sie mit der Anwerbung von 52 sudetendeutschen Steinarbeiterfamilien aus Freiwaldau einen Beitrag zur Vertriebenenpolitik zu leisten versprach.

Für die Steinbrüche am Wurmstein wurden die Pachtverträge bis heute erneuert.

1947–1967	<b>OSti</b> (Geschäftsführer 1966 Walter Wirt)
1968–1999	<b>Granitwerke Jacob</b> (Hermann Jacob † 22.8.1989 und jun.)
2000–2003	<b>Granitwerke Jacob</b> (Georg Zankl, Insolvenz angemeldet 2002)
2004–2024	<b>Granitwerke Baumann</b> (Dr. Wolfgang Baumann)

Ende 2018 beschloss die Regierung aufgrund einer 2017 eingereichten Petition des Flossenbürgers Stephan Krapf, keinen weiteren Pachtvertrag mehr anzubieten und über ein Konzept zur Integration des Steinbruchareals in die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg nachzudenken.

## Granit und Erinnerung

Es waren und sind die »Jubiläums«-Jahre zu Kriegsbeginn und Kriegsende, die zum Nach- und Umdenken bewegten. So entfachten die Wanderausstellung *Verbrechen der Wehrmacht* zum 50. oder die Eröffnung des Berliner Holocaust-Denkmal zum 60. Jahrestag nach Kriegsende die schwelende Erinnerungskulturkontroverse jeweils neu. Dies führte einerseits zur Intensivierung der historischen Forschung, wie in Flossenbürg, wo seit 1996 systematisch in die historische museale Aufbereitung der regionalen und transnationalen Geschichte investiert wird. Andererseits wurden die Zusammenhänge kollektiven und individuellen Erinnerens hinterfragt. Zu den Stimmen, die sich aggressiv gegen einen »Schuldskult« ausgesprochen haben, gehörte Martin Walser mit seiner umstrittenen Rede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 1998.

Auf die Dialektik der Erkenntnis setzend, äußerte sich Christoph Ransmayr mit seinem 1995 publizierten Roman *Morbus Kitahra*, dessen Schauplatz Moor an KZ und Steinbruch Mauthausen erinnert und dessen Titel die Metaphorik von blinden

Flecken transportiert. Der Anlass für das Romanprojekt war für Ransmayr, wie er in einem unter dem Titel »Das Thema hat mich bedroht« abgedruckten Interview ausführt, ein individuell biographischer:

*»Es ist mir unmöglich, im Salzkammergut, in Ebensee, in Mauthausen durch die Kulissen meiner eigenen Geschichte zu gehen, ohne dabei nicht immer auch gleichzeitig in dieser Vergangenheit und einer möglicherweise drohenden Zukunft zu sein.«*

Entworfen wird eine historische Nachkriegsszenarie, die man schnell als Gegenbild des allmählichen Versiegens von Erinnerung in den Aufbauprogrammen der Nachkriegszeit begreift. Über in Zwangsarbeit erstellte mannshohe Granitbuchstaben im Moorer Steinbruch wird die Schuld präsent gehalten: »HIER LIEGEN ELFTAUSENDNEUNHUNDERTDREIUNDSIEBZIG TÖTE ERSCHLAGEN VON DEN EINGEBORENEN DIESES LANDES. WILLKOMMEN IN MOOR.« Das wirtschaftliche und kulturelle Leben wird neutralisiert, die Täter zum Nachvollzug ihrer Taten gezwungen, was sie nicht menschlicher macht.

2019, im 80. Jahr nach Beginn des Zweiten Weltkrieges, haben sich die Debatten alles andere als entschärft. Die politischen Statements Walter Steinmeiers, Wolfgang Schäubles und Heiko Maas' zum Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar vermitteln die Erkenntnis, dass die Gesellschaft auf individuelle Formen des Erinnerens bald nicht mehr zurückgreifen kann. Alles komme darauf an, das Wissen so präsent zu halten, dass Angriffe gegen die demokratische Gesellschaft wirkungslos blieben.

Das dafür benötigte Wissen liegt auch in einem Steinbruch. **[13]**



**13** Schülergruppe am Steinbruch Wurmstein.

## Literatur

Wolfgang Benz und Barbara Distel (Hg.), *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*. München: C.H. Beck, 2005 ff. 8 Bände. Band 1: Die Organisation des Terrors, 2005; Band 4: Flossenbürg, Mauthausen, Ravensbrück, 2006.

KZ-Gedenkstätte Flossenbürg/Stiftung Bayerische Gedenkstätten (Hg.), *Konzentrationslager Flossenbürg 1938–1945. Ausgewählte Texte und Bilder zur Lagergeschichte*. Braunschweig: Sigert GmbH, 2007.

Bernhard Füll, Sylvia Seifert, Hans Simon-Pelanda, *Ihrer Stimme Gehör geben. Überlebendenberichte ehemaliger Häftlinge des KZ Flossenbürg*. Hg. von der Arbeitsgemeinschaft ehemaliges KZ Flossenbürg e.V. 3 Bände. Band 1: Zwangsarbeit. Köln: Pahl Rugenstein, 2001, S. 32–43.

Paul Praxl, »Eine Hauptnahrungsquelle in dieser Gegend«. *Die Geschichte des Granitgewerbes in Ostbayern*, in: Winfried Helm (Hrsg.), *Granit*. Salzburg: Tute Druck 2007, S. 77–214.

Jörg Skriebeleit, *Erinnerungsort Flossenbürg. Akteure, Zäsuren, Geschichtsbilder*. Göttingen: Wallstein, 2009.



Foto © privat

**Prof. Dr. Ursula Regener**, geb. 1961 in Köln. Studium (Germanistik, Philosophie, Musikwissenschaft) und Promotion in Münster, 1989 bis 2004 an der Universität Augsburg tätig. Habilitation 1999. 2001 bis 2004 Heisenberg-Stipendiatin. Seit 1. Oktober 2004 Ordinaria für Deutsche Philologie/Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Regensburg. 2005 bis 2009 Mitglied der Jean-Paul-Preis-Jury, 2006 bis 2010 Präsidentin der Eichendorff-Gesellschaft e.V., Mitglied des Themenverbundes »Sehen und Verstehen«, seit 2018 Beirätin des Center for International and Transnational Area Studies (CITAS) der Universität Regensburg, seit Wintersemester 2017/18 Universitätsfrauenbeauftragte.

**Forschungsschwerpunkte:** Literaturgeschichtliche Konstellationen, Autorenprofile, Historisch-kritische Edition, Area Studies.

## Interview

## Die zwei Seiten des Granits

## Ein Interview mit dem Bildhauer Shelomo Selinger

Jonas Hock



Foto © Claude Olivier

1 Der Bildhauer Shelomo Selinger.

Shelomo Selinger wurde am 31. Mai 1928 in einem kleinen Ort in der Nähe von Oświęcim geboren, das viele heute unter seinem deutschen Namen kennen: Auschwitz. Nach dem Überfall Deutschlands auf Polen zwangen die Nazis seine Familie, in das Ghetto des nahegelegenen Chrzanów (Krenau) umzusiedeln. 1943 wurden er und sein Vater von dort ins KZ Faulbrück deportiert, wo sein Vater ermordet wurde. Shelomo war 14 Jahre alt und sollte noch acht weitere Lager erleben: Großditz, Marktstadt, Fünfteichen, Groß-Rosen, Flossenbürg, Dresden, Leitme-

ritz und Theresienstadt. In Flossenbürg stellte sich gerade die Schönheit der umgebenden Landschaft im Kontrast zum jeglicher Schönheit entbehrenden Alltag für ihn als besonders unerträglich heraus. Vielleicht, so vermutet Selinger, weil er, der später einer der weltweit bekanntesten Bildhauer werden sollte, für Schönheit bereits früh besonders empfänglich war.

Seit mehr als einem halben Jahrhundert modelliert Shelomo Selinger nun Schönheiten – er schnitzt sie aus Holz, haut sie in Granit, gießt sie in Bronze. Hunderte Skulpturen stehen in seinem Atelier, in das er zum Interview empfängt. Die Bildhauerei war und ist für ihn nicht nur Berufung und Broterwerb des Künstlers: Sie stand auch am Anfang vom Ende seiner Amnesie. Erst durch das Skulptieren, das er Anfang der 1950er Jahre für sich entdeckte, erlangte er sein Gedächtnis und damit die Erinnerung an die Jahre als Gefangener in deutschen Konzentrationslagern wieder. Eine Erinnerung, für die Teile seines Werks zeugen, die Selinger aber auch in Worten teilt. Unvermittelt beginnt er zu erzählen.

## Flossenbürg

... Ich bin mitten im Winter mit einem Zug aus Groß-Rosen angekommen, einem Zug mit offenen Waggons. Ein Teil der Gefangenen war erfroren. Ein großer Teil. Wir waren alle ... wir haben sehr gelitten. Nicht nur vor Kälte, sondern auch, weil wir nichts zu trinken oder zu essen hatten.

**Nach der Ankunft am Bahnhof von Flossenbürg mussten Sie wohl zu Fuß zum Lager hochgehen?**

Wahrscheinlich, ich erinnere mich nicht genau. Aber ich erinnere mich daran, dass man uns zum Bad brachte, zu den Duschen. Wir hatten Angst, dass es Gaskammern seien. Aber nein, da war warmes Wasser. Wer am Leben geblieben ist, ist am Leben geblieben. Anschließend kamen wir in Quarantäne. Die Quarantänestation befand sich neben dem Krematorium. Das Krematorium arbeitete Tag und Nacht, weil es so viele Tote gab: In den Steinbrüchen, und nicht nur in den Steinbrüchen, verhungerte man, man starb durch die Zwangsarbeit. Als ich dort war, wurde dieser Steinbruch, glaube ich, in eine Flugzeugfabrik umgebaut. Ein großer Teil der Gefangenen hörte auf, in den Steinbrüchen zu arbeiten und arbeitete im Flugzeugbau. Sie dachten, dass die Bomber nicht neben den Konzentrationslagern ... Ja, es war eine Strategie.

**Und Sie selbst haben in diesen Fabriken gearbeitet?**

Ich habe dort gearbeitet. Ich habe kleine ... ich weiß nicht, kleine ... bearbeitet. Wir wussten nicht einmal, woran wir arbeiteten.

**Sie waren also nicht im Steinbruch.**

Nein, überhaupt nicht. Diejenigen, die im Steinbruch waren, kamen immer mit Toten und Verletzten zurück.

**Unterschied sich Flossenbürg von anderen Konzentrationslagern?**

Nach Groß-Rosen, in Flossenbürg ... da waren rund herum außergewöhnliche, sehr schöne Landschaften. Und das ist das Zermürbendste. Ich hasste die Schönheit. Die Grausamkeit, der Tod, der Schmutz, das Ungeziefer, das uns auffraß – das alles war normal, aber die Schönheit war unerträglich. Vielleicht weil ich dafür besonders empfänglich war. Vielleicht hat es mich deshalb zermürbt.

**Das Nebeneinander von absoluter Grausamkeit und unschuldiger Schönheit der Natur ist also umso bedrückender.**

Ja, der Schmutz, der Tod, die Grausamkeiten, unglaubliche Dinge, die grenzenlose Bosheit – das war normal. Und auf einmal blicke ich auf und da gibt es noch Schönheit in der Welt. Unerträglich. Zermürbend.

**Und diesseits des Stacheldrahts?**

Zunächst waren wir für eine gewisse Zeit in Quarantäne, vielleicht zwei Wochen lang, danach wurden wir in eine Baracke gesteckt, die über der Küche lag. Es war sehr seltsam, denn in Flossenbürg erfolgte der Appell nicht auf dem Platz, wie in Groß-Rosen oder Fünfteichen, wo ich war, sondern ... Vielleicht weil es nach den Evakuierungen so viele Gefangene gab, wurde der Appell vor der Baracke abgehalten. Wir hatten also keinerlei Kontakt zu den anderen Baracken. Und in dieser Baracke lagen fünf Leute zusammengepfercht in einem Bett. Es war kalt, man drängte sich aneinander und ab und zu wurde jemand kalt. Nachts warf man ihn dann aus dem Bett. In der Nacht hörte man »bumm«. Es gab alles, es gab Solidarität, es gab Privilegierte, es gab ... Die Konzentrationslager waren so konstruiert, dass man jeden Sinn für Menschlichkeit verlor. Bei den meisten hieß es, jeder für sich. Um zu überleben. Aber es gab Menschen, die bis zum Ende außergewöhnlich waren. Und wenn ich an die Menschheit glaube, dann weil es diese Leute bis zum Ende gab, es gab diese Würde, und sie haben das Menschliche nicht verloren. Sie haben es sich trotz allem erhalten und darum glaube ich an den Menschen. Ich glaube an den Menschen. Ich weiß, dass es möglich ist.

Nach Flossenbürg wurde Shelomo Selinger in verschiedene Lager verlegt und gelangte 1945 über zwei Todesmärsche kurz vor Ende des Krieges nach Theresienstadt. Die Rote Armee befreite das Lager. Ein jüdischer Militärarzt rettete Selinger das Leben, indem er feststellte, dass der vermeintlich Tote, der bereits auf einem Leichenberg lag, noch atmete, und ihn in ein Militärkrankenhaus bringen ließ. Mit Freunden floh Shelomo Selinger nach Prag und von dort mithilfe der Jüdischen Brigade der britischen Armee über Deutschland und Belgien nach La Ciotat in Südfrankreich. Dort schifften sich 1946 mehrere hundert Jüdinnen und Juden, meist Überlebende der Shoah, auf der Tel Hai in Richtung Palästina ein.

**Rettung durch Kunst**

Die Tel Hai wurde vor ihrer Ankunft von der britischen Marine aufgebracht und nach Haifa geschleppt. Die illegalen Neuankömmlinge wurden zunächst in einem Flüchtlingslager interniert. Nach der Freilassung ging Selinger in einen Kibbuz. Sein erster Eindruck von Israel, noch vom Schiff aus, war das Karmel-Gebirge, das in seinem Leben eine wichtige Rolle spielen würde: Dort lebte seine künftige Frau, Ruth Shapirovsky; dort schnitzte er, bei einem Spaziergang mit ihr, zum ersten Mal etwas aus einem Stück Holz; dort hat er noch heute ein Haus, in das sich die Familie Selinger zu langen Sommerurlaube zurückzieht.

**Ich habe den Eindruck, dass es Orte gibt, die in Ihrem Leben immer wieder vorkommen. Zum Beispiel das Karmel-Gebirge. Es ist ein mythischer Ort voller Geschichte, aber gleichzeitig ein ganz konkreter Ort, der mit Ihrer Geschichte verbunden ist.**

Ja, weil wir dort ein Haus haben. Und meine Frau ist auf dem Karmel geboren. Ich habe sie im Kibbuz getroffen, dann habe ich sie auf dem Karmel besucht. Und dort habe ich ihr eine Kleinigkeit geschnitzt, die ihr gefallen hat. Ich bin dann in meinen Kibbuz zurückgekehrt und habe ihr anschließend mein Selbstportrait gebracht.

**Dort hat also alles begonnen.**

Ja, dann habe ich nicht mehr aufgehört.

**Gibt es neben dem Karmel andere Orte, die für Sie eine solche Bedeutung haben?**

Es gibt einen sehr bedeutsamen Ort, an dem ich vor dem Unabhängigkeitskrieg meine ersten Schritte in Israel gemacht habe. Nämlich meinen ersten Kibbuz nördlich des Toten Meeres, der während des Unabhängigkeitskrieges zerstört wurde: Beit-Haarava, wo ich mit einer Amnesie ankam. Dort habe ich Hebräisch gelernt, ich habe schnell unglaublich viel gelernt, weil ich eine *tabula rasa* war, weil ich an Amnesie litt. In Beit-Haarava angekommen, im Kibbuz, wuschen wir die Erde, weil sie 17 % Salz enthielt, und wir erschufen die Erde. Wir verwandelten sie in einen blühenden Garten. Vorher war alles karg, es war die Wüste von Judäa. Dort habe ich eine Dame getroffen, die mich in die Dichtung eingeführt hat, in die Liebe.

**Schrieb sie selbst?**

Nein, sie gab uns zu lesen. Sie las mir vor. Und sie brachte mich dazu, aufzublicken

und die Schönheit der Wüste um uns zu sehen. Dort habe ich mich also mit der Schönheit versöhnt. Ich war ja von der Schönheit traumatisiert worden.

Im Kibbuz lernte Shelomo Selinger auch seine Frau kennen – immer wieder hat er erzählt, wie diese Begegnung mit der Entdeckung der Bildhauerei und dem Wiederfinden seines Gedächtnisses zusammenfiel. Nicht umsonst war seine erste Skulptur ein Selbstportrait aus Holz, das er in der kibbuz-eigenen Schreinerei schnitzte, um es Ruth zu schenken. Bereits 1955 gewann Selinger dann den »Norman-Preis« für Bildhauerei der America-Israel Cultural Foundation und beschloss schließlich, mit seiner Frau nach Paris zu ziehen, wo ein junger Bildhauer an der École des Beaux Arts die beste Ausbildung erwarten konnte. Es war keine einfache Zeit: Die junge Familie lebte in relativer Armut; der Kunststudent Selinger arbeitete als Nachtwächter bei der Agence juive und bearbeitete dort abends im Hof sein Material, das er im Pariser Großraum fand. Bald stellten sich jedoch immer mehr Ausstellungen und Erfolge ein: 1958 der »Neumann-Preis« für jüdische Künstler in Europa, in den 60er Jahren mehrere Ausstellungen in der berühmten Galerie Michel Dauberville in Paris und die Ausstellung von sieben Skulpturen im Jüdischen Museum in New York (eine umfassende Aufstellung der Preise und Ausstellungen findet sich im Band *Les camps de la mort*, vgl. die Literaturangaben unten). Paris erwies sich also schnell als fruchtbarer Ort für den jungen Bildhauer.

Paris war in der Tat sehr wichtig für mich. Diese Pariser Atmosphäre damals ... Wir waren sehr arm. Manchmal hatten wir nichts zu essen. Aber es gab keine Leute um uns, die uns das vorwarfen. Weil wir Fremde waren, die hier gelandet waren, wo es unglaubliche Museen gab, großartige Möglichkeiten. Dann haben wir diese Zeit überwunden. Und zwar nicht zuletzt durch die Unterstützung meiner Frau, die das ertragen hat. Sie kam immerhin aus einer bürgerlichen Familie und hatte das nicht erwartet. In meiner Erinnerung sind diese Jahre wunderschön, und für sie ist es ein Alptraum. Ich war zum ersten Mal Student und so, das war großartig.

**In einem Dokumentarfilm sagt Ihre Frau Ruth über Ihre Skulpturen: »Es ist als ob er eine andere Welt erschaffen hat, eine friedlichere, ruhigere.« Könnte**



Foto © Claude Olivier

2 Shelomo Selingers Arbeit am Denkmal zur Erinnerung an die Holocaustopfer für das Großherzogtum Luxemburg erfolgte in Louvigné-du-Désert in der Nähe des Städtchen Fougères in der Bretagne von Juli 2016 bis Juni 2018.

**man sagen, dass es in Ihrer Arbeit diese Dimension einer Fantasiewelt gibt, die beinahe eine therapeutische Funktion hat?**

Wenn Sie mein Atelier betreten, dann gibt es da einen Teil, wo Sie eine Welt finden, die ich erschaffen habe, weil es eine Welt gibt, die mir zerstört worden ist. Die frühere Welt meiner Kindheit. Alles ist zerstört worden. Und meine Frau hat den Eindruck, dass ich lauter Seelen neu erschaffe, die in meinen Skulpturen hängen, Seelen, die ich versuche, wieder zu erwecken.

**Ein bisschen hatte ich in Ihrem Atelier diesen Eindruck, dass der Raum, wenn man vorübergeht, bewohnt ist; man ist dort nicht allein.**

Das ist zumindest, was sie behauptet. Gut. Aber ich kann so etwas nicht bestätigen. Aber gut, ich bin nicht dagegen. Ich akzeptiere diese Sichtweise, aber das kommt nicht von mir, sondern von jemandem, der mich kennt.

**Ich möchte eine etwas naive Frage anschließen: die nach der Inspiration. Bei Ihnen kommt sie eher von der Materie selbst?**

Aus der Materie, ja. Ich habe eigentlich kein Inspirationsproblem. Und wenn Sie meine Skulpturen anschauen, so gibt es nicht eine, die einer anderen gleicht. Ich kopiere nicht.

**Und wie ist das mit dem Einfluss anderer Künste? Gibt es beispielsweise literarische Werke, die Sie geprägt oder sogar Ihre Arbeit beeinflusst haben?**

Ich glaube nicht. Ich glaube nicht, dass die Literatur mich beeinflusst hat. Sondern eher das Leben.

**Und die Musik?**

Die Musik auch. Meine Frau ist Musikerin und unsere Kinder sind alle Musiker. Ich lebe damit, aber ich persönlich singe falsch. Ich bin ganz benebelt, wenn ich anfangen zu singen – man sagt mir dann gleich, dass ich still sein soll.

**Und wenn es sich zum Beispiel um biblische Figuren handelt oder um Tiere, ist es dann auch, als ob Sie sie im Stein fänden?**

Ich finde sie im Stein. Ich suche sie im Stein.

**Es handelt sich also nie um eine im Vorhinein gemachte Vorstellung?**

Wenn ich den Stein sehe, weiß ich, dass darin eine Skulptur ist. Ich weiß noch nicht welche. Also sachte, ich bin da, ich frage ihn: »Sag mir! Was verbirgst du in deinem Inneren?« Dann finde ich es und da beginne ich zu arbeiten. Aber das bedeutet nicht, dass meine erste Beziehung zu diesem Stein die richtige ist. Im Laufe der Arbeit entspinnt sich ein Dialog zwischen uns. Ich verwandle den Stein und

der Stein verwandelt mich. Es gibt eine Gegenseitigkeit. Die Arbeit ist ein Liebesakt.

**Ich habe den Eindruck, dass Sie sich sehr sicher sind und dass es in dem, was Sie tun, etwas sehr Beruhigendes gibt. Gibt es auch Momente des Zweifels?**

Es gibt immer Zweifel!

**Ich meine solche der Angst, vielleicht, dass das vielleicht nicht der richtige Weg sein könnte, dass es scheitern könnte?**

Bildhauerei ist so langsam, so langsam, dass man sehr, sehr selten scheitert, man hat die Zeit, sich zurechtzufinden. Das ist beim Zeichnen anders. Ich zeichne die ganze Zeit, weil es bei der Skulptur ein recht langer Weg ist, eine Vertiefung, während es bei der Zeichnung eine Idee gibt, die ich viel schneller zum Ausdruck bringe. Weil eine nicht zum Ausdruck gebrachte Idee eine neue Idee blockiert. Erst wenn ich sie habe herauskommen lassen, kann mir eine neue zufliegen.

**Die Idee ist also wie eine Blockade, die gelöst werden muss.**

Genau. Und ich glaube, dass es im Leben immer so ist. Wenn Sie eine Idee haben, die Sie nicht verwirklichen, werden Sie keine andere haben.

**Das ist wahr, so empfinde ich es ebenfalls. Auch beim Schreiben kann man etwas erst schreiben, nachdem man zu Papier gebracht hat ...**

... was einen beschäftigt. Man kann das nicht beiseiteschieben.

**Oder aber es misslingt, weil man drängt ...**

... und durcheinandergerät.

**Gibt es so etwas wie Phasen in Ihrer Arbeit? Ich habe irgendwo gelesen, es habe eine erste Phase gegeben, in der Tiere vorherrschten, dann eine weitere, wo es eher das Familienleben war und schließlich, in den 60er Jahren, die Shoah, die zunehmend wichtig wurde.**

Es gab keine Phasen. Es gab nicht eine blaue Periode und dann eine rosarote. Es gab die Skulptur und meine Skulptur habe ich in den Steinblöcken gesucht, die ich zur Verfügung hatte. Ich habe sie gesucht und ich wusste, dass in einem Steinblock, den ich besaß, eine Skulptur steckte. Aber ich wusste noch nicht, welche.

***Ihre Arbeitsweise besteht also nicht darin, eine präzise Vorstellung zu haben und sie auf den Stein zu übertragen.***

Nein. Bei meiner Arbeitsweise sind wir drei: die Materie, das Licht und Ich, der kleine Diener; ich befrage den Stein und folge dem Licht. Es ist also wie ein Dialog mit der Materie. Ich bin ein kleiner Diener von etwas, das mich übersteigt und das ich nicht immer verstehe. Und noch einmal, ich versuche nicht, mich auszudrücken, denn was den Ausdruck angeht, bin ich ein beschränkter Mensch. Man wird da schnell meine Psychoanalyse finden, also ist das nicht so interessant. Aber ich glaube, dass meine Arbeitsweise darin besteht, ein Medium zu sein, durch das Dinge zum Ausdruck kommen.

***Als Bildhauer haben Sie natürlich immer mit Berührung zu tun. Selbst wenn Sie Ihre Skulpturen jemandem zeigen, berühren Sie sie, Sie streicheln sie, es ist ein sehr taktiles Verhältnis. Als Betrachter habe ich auch manchmal Lust, sie in ihrer Materialität zu entdecken, sie zu berühren. Aber bei Ausstellungen oder sogar im öffentlichen Raum ist das nicht unbedingt gern gesehen, oft darf man es nicht einmal.***

Zunächst einmal, in meinem Atelier darf man es. Wenn jemand kommt, darf er sie berühren. Und selbst bei Ausstellungen würde mich das nicht stören. Bei den Bronzeskulpturen wäre ich vielleicht etwas vorsichtig, denn wenn man Ringe trägt, kann man die Patina abkratzen. Aber der Granit ist eine Materie, die dafür geschaffen ist, draußen zu sein, das volle Licht abzubekommen, dieser Stein hat sogar eine mystische Seite, während es beim Holz eher etwas Sinnliches ist, weil es sich um ein organisches Material handelt. Das Material ist bedeutsam für die Einführung von Ideen.

***Doch selbst der Granit verändert sich ein wenig. Es kann sich Moos darauf bilden oder etwas anderes, das die Oberfläche verändert.***

Aber ja, das kann man auch hier in meinem Atelier sehen.

## Rückkehr nach Flossenbürg

Am 26. April 2015 wurde in der Gedenkstätte Flossenbürg feierlich des 70. Jahrestages der Befreiung des Konzentrationslagers gedacht. Als einer von rund 40 ehemaligen Häftlingen folgte auch Shelomo

Selinger der Einladung, an dem Gedenktakt teilzunehmen. Obgleich er selbst nicht zur Arbeit im Steinbruch gezwungen worden war, wie er weiter oben berichtet hat, kehrte er auch an diesen Ort zurück – als Bildhauer, der mit Vorliebe Granit bearbeitet, haben Steinbrüche für ihn schließlich unweigerlich eine besondere Bedeutung.

***Wenn Sie heute an Orte wie Flossenbürg zurückkommen, wie z.B. im Rahmen der Gedenkfeier zur Befreiung des Lagers, bei der wir uns kennengelernt haben, wie erleben Sie das, was empfinden Sie bei dieser Rückkehr?***

Ich habe nach den Zeichen dieses Ortes gesucht. Ich habe die Stufen gefunden, denn es gab immer viele Stufen. Das habe ich wiedergefunden. Dann bin ich zum Krematorium gegangen. Die Baracken, die seitlich standen, habe ich nicht wiedergefunden, aber ich konnte ihren Standort wiederfinden. Und es hat mich ... Was mich da verwundert hat, mit den konkreten Erinnerungen, war: Wie ist es möglich gewesen, dass ich von dort wieder hochgekommen bin. Heute sage ich mir: Wenn ich einen oder zwei Tage lang dort wäre, würde ich nicht überleben.

***Die Vergangenheit wird also beinahe unwirklich?***

Ja.

***Ist aber immer noch so bedrückend, dass Sie gleich nach Ihrer Rückkehr die Zeichnung anfertigen mussten.***

Ja.

***Und doch waren Sie zurückgekommen, um sich mit diesem Ort zu konfrontieren.***

Zunächst wollte ich das nicht. Aber nach und nach bin ich doch gegangen. Und dann ist da noch etwas, was ich vergessen habe, nämlich die Identifikationsnummer, die ich hatte. Und dort habe ich sie wiedergefunden.

***In Ihrem Gedächtnis?***

Nein, in den Archiven in Flossenbürg. Ich habe meinen Namen wiedergefunden und die Nummer, mit der man mich identifizierte.

***Haben Sie weitere Dokumente gefunden, die Sie betrafen?***

Nur das, die Nummer. Meine eigene und auch die eines entfernten Verwandten, der mit mir dort war, der mir half, der auch

überlebt hat. Aber wir haben keinen Kontakt mehr.

***Es war für Sie also wichtig, diese Nummer wiederzufinden, um sicher zu sein, dass Sie dort gewesen sind?***

Ja, ich habe meine Identität wiedergefunden. Und ich habe vergessen zu sagen, dass wir eine neue Nummer erhalten hatten. Bis Groß-Rosen hatte ich eine Nummer mit einem gelben Dreieck, für die Juden. Und in Flossenbürg habe ich ein rotes Dreieck bekommen. Plötzlich bin ich ein Politischer geworden. Mit einer neuen Identität, einer neuen Nummer. Ich weiß nicht, warum. Zu dieser Zeit war es schon kein Vorteil mehr, es war bereits das Ende. Ich glaube, dass alle rote Dreiecke erhielten. Auf jeden Fall alle aus unserem Transport.

***Als Sie 2015 nach Flossenbürg zurückgekommen sind, sind Sie da in den Steinbruch gegangen?***

Ich bin in den Steinbruch gegangen.

***Was hat das in Ihnen ausgelöst? Als Bildhauer haben Sie ja einen besonderen Bezug zu Steinbrüchen, da Sie vor allem mit Granit arbeiten.***

Ich bin dort angekommen: Der gleiche Stein, die gleiche Arbeit ist unter unterschiedlichen Bedingungen Quelle des Lebens und des künstlerischen Ausdrucks oder Quelle der Folter und des Todes.

***Das ist tatsächlich eine Ambiguität, die mich stutzig gemacht hat.***

Ich bin dort einem Mann begegnet, der gekommen war, um eine Frau zu treffen, die die Tochter von jemandem war, der mit mir in Dresden war. Dort arbeitete ich an der Reparatur der Eisenbahngleise. Ein Teil von uns räumte den Schutt weg, die waren privilegiert, weil sie manchmal etwas unter dem Schutt fanden, auch wenn es mit dem Tod bestraft wurde, irgendetwas an sich zu nehmen. Ich komme auf diesen Mann zurück. Als sein Vater ein Kind war, arbeitete er mit dem Vater dieser jungen Frau, die Israelin ist, zusammen an den Eisenbahngleisen. Ersterer war übrigens aus Hamburg. Der Vater dieser jungen Frau hat einen kleinen Jungen gesehen und zu ihm gesagt: »Kannst du mir ein Stück Brot bringen?« Und dieser kleine deutsche Junge hat ihm jeden Tag ein Stück Brot gebracht.

***Was sicher ein großes Risiko für den Jungen darstellte, aber dem Mann ermöglicht hat, zu überleben.***



3 Shelomo Selinger, Werke im Atelier, Paris, im März 2016.

Und nach dem Krieg hat der junge Mann Kontakt zu dem Gefangenen aufgenommen. Sie haben sich Postkarten geschickt. Der Junge hat den Gefangenen gesucht und gefunden. Mittlerweile sind beide verstorben, aber die Tochter und der Sohn stehen immer noch in Verbindung. Sie waren diesmal in Flossenbürg und ich habe sie getroffen. Er ist, glaube ich, Anwalt, er hat mir ein Stück Granit aus Flossenbürg gebracht, mit einer Kerze darauf. Ich habe es zuhause: ein Granitstück aus Flossenbürg.

**Das ist unglaublich.**

In der Tat!

## Zeugnis und Gedächtnis

Obgleich der Anteil der Werke, die sich explizit mit der Shoah und dem Zweiten Weltkrieg auseinandersetzen, in Selingers Schaffen quantitativ gering ist, gehören die von ihm als Teile von Memorialen gestalteten Skulpturen im buchstäblichen Sinne zu seinen sichtbarsten. 1973 gewann er die Ausschreibung für die Gedenkstätte des ehemaligen Sammel- und Durchgangslagers in Drancy, nördlich von Paris. Das in rosa Granit gehauene *Mémorial national des Déportés de France* wurde schließlich 1976 eingeweiht und später durch einen

Eisenbahnwaggon, wie er für die Deportationen benutzt wurde, ergänzt. 1987 folgte ein Denkmal für den französischen Widerstand gegen die Besetzung durch das nationalsozialistische Deutschland, das *Mémorial de la Résistance* in La Courneuve, ebenfalls in der Pariser Banlieue. Zuletzt konzipierte Selinger, der mit 90 Jahren den Stein immer noch direkt bearbeitet und weitgehend auf elektrische Hilfsmittel verzichtet, das nationale Shoah-Mahnmal für das Großherzogtum Luxemburg. Während diese Monumente als Orte der Erinnerung die Jahrhunderte überdauern sollen, haben die vielen Zeichnungen, in denen Selinger sich mit seinen konkreten Erlebnissen während seiner Lagerhaft auseinandersetzt, wie er selbst betont, eine eher therapeutische Funktion und dienen ihm der Verarbeitung allzu präsenter Erfahrungen. In seinem Atelier befindet sich eine große Mappe mit zahlreichen dieser großformatigen Zeichnungen (eine Auswahl ist in *Les camps de la mort* abgedruckt und in beinahe allen Dokumentarfilmen zeigt und kommentiert er diese Mappe). Zum Zeitpunkt des Interviews stammt die letzte vom Frühjahr 2015 – unmittelbar nach seiner Rückkehr von der Gedenkveranstaltung in Flossenbürg holten die Erinnerungen ihn wieder ein und mussten auf Papier gebannt werden, um sie fernzuhalten.

*Ich habe den Eindruck, dass Ihre Zeichnungen über die Shoah oft ganz bestimmte Geschichten oder Szenen erzählen.*

Genau Szenen – Zeugnisse, ja. So zeuge ich, da ich ein Künstler bin, meine Art zu bezeugen beruht auf meiner Kunst.

*Verstehen Sie die Skulpturen, das Monument in Drancy zum Beispiel ebenso? Sind das auch Zeugnisse?*

Was zum Beispiel Drancy angeht, als ich das Modell für die Ausschreibung vorbereitete, da dachte ich mir, es solle aus Granit sein und dass es für immer bestehen bleiben wird. Man muss etwas erschaffen, bei dem sich jemand, der in 300 Jahren vorübergeht und nicht viel über den Zweiten Weltkrieg weiß, sagt: »Hier ist etwas sehr Schlimmes passiert«. Und dann kann er in eine Bibliothek gehen und sich informieren.

*Das Wichtige ist also eher die Frage, die man sich stellt?*

Es gibt dennoch eine Bedeutung. Da ist die Tür des Todes. Da sind die drei Elemente, die den Buchstaben »Shin« bilden. Es ist viel Symbolisches daran.

*Dann sind da noch die Inschriften.*

Es gibt einiges, das eingraviert ist.

*Was die Schrift in Ihrem Werk angeht, so möchte ich die Frage der Sprachen ansprechen. Immerhin gibt es ...*

... drei Sprachen! Ich habe meine Frau gebeten, mir Buchstaben mit dreieckigen Balken zu skizzieren, wie die antiken Schriften in Ägypten. Dadurch haben die hebräischen und die lateinischen Buchstaben denselben Stil.

*Das interessiert mich als Literaturwissenschaftler selbstverständlich – die Frage, die ich mir stelle, ist die nach der »Übersetzung« des Werkes, seiner »Lesbarkeit«. Wenn Sie an diese Person denken, die in 300 Jahren vorübergehen wird, vertrauen Sie dann mehr dem Werk in seiner Gesamtheit, darauf, dass es ins Auge springt; oder sind es auch die eingravierten Texte ...*

Die Texte sind für mich zweitrangig. Sie wurden mir vorgeschrieben, vorgeschlagen.

*Das Wichtige ist also wirklich die Skulptur selbst.*

Die Skulptur selbst und das, was sie heraufbeschwört, wenn man an ihr vorbeigeht.

Foto: Jonas Hock © VG Bild-Kunst, Bonn 2019

Das, was sie bei jemandem weckt. Dass sie da ist und um sie herum das Licht, die Art, wie sie auf dem Hügel steht, mit den Treppen rundherum ...

... dem Waggon ...

... Ja, da hatte ich Möglichkeiten! Man hat mir die Mittel dazu gegeben. Ich hatte die Möglichkeit, die Skulptur um den Waggon und die Schienen zu ergänzen.

**Es ist wirklich ein beeindruckendes Ensemble. Aber rundherum ist es ...**

... etwas ganz Anderes! Es ist anderswo.

**Es ist anderswo, ja, die Skulptur ist wie eine Insel und um sie herum liegt eine andere Welt.**

Ja, ja. Man hat mir einen Teil für die Skulptur gegeben und als mir erlaubt wurde, den Waggon hinzustellen, hat man mir ein Gelände gegeben, um ihn hinzuzufügen.

**Den Waggon finde ich wichtig für das Ensemble. Als ich dort war, habe ich für einen Augenblick innegehalten und die Leute beobachtet. Oft gingen sie zunächst zum Waggon und erst danach schauten sie die Skulptur an. Ich denke, dass der Waggon für sie »konkreter« ist, leichter zu verstehen.**

Ja, so ist es.

**Ich war überrascht in welchem unterschiedlichem Zustand das Denkmal in Drancy und das in La Courneuve ist. In Drancy war es sehr gepflegt, sehr sauber ...**

Das ist wahr!

**... und man hatte den Eindruck, dass sich darum gekümmert wird, dass es als ein bedeutendes Denkmal angesehen wird. In La Courneuve dagegen fiel es mir fast schwer, es zu finden. Dann stand die Skulptur zwischen zwei stark befahrenen Straßen ...**

Ja, sehr belebt!

**Sehr belebt, das ist wahr: Es gab Leute die sich anlehnten, die Gegenstände darauf abstellten.**

Es gibt sogar Obdachlose, die dort wohnen.

**Stimmt, einer hatte sich dort eingerichtet.**

Das stört mich überhaupt nicht, weil es alles überleben wird. Das Wichtigste ist, dass die Skulptur da ist. Sie ist da, sie soll ihr eigenes Leben leben. Haben Sie auch die Place Basse bei La Défense gesehen?

**Nein, ich habe sie noch nicht gesehen. Aber ich kenne sie von Fotos.**

Dort sind steinerne Gärtnerinnen. Die Tatsache, dass die Vegetation sie verbirgt, verändert ihr Aussehen. Sie sind immerhin alle gleich, die ungefähr 30 in Beton gegossenen Gärtnerinnen – ein wenig als ob sie aus Granit wären, nur dass lediglich der Sockel aus Granit ist. Man hat den Eindruck, dass sie aus Granit sind, aber sie sind es nicht.

**Auch ich dachte, dass sie aus Granit sind.**

Ich lasse die Vegetation, die Hecken, die dahinter sind, also an dieser Skulptur mitwirken. Es gibt welche, die verborgen sind, es gibt welche, die wieder auftauchen. Es ist gut so.

**Sie verfolgen Ihre Skulpturen also ein wenig?**

Nein, sie müssen ihr eigenes Leben leben. Im Übrigen interessieren mich die Skulpturen nicht mehr, wenn sie einmal vollendet sind. Die Skulptur, die mich am meisten interessiert, ist die, an der ich gerade arbeite. Und sobald sie fertig ist, kann sie ihr Leben leben. Ich löse mich von ihr. Ein Beleg, dass meine Skulptur beendet ist, ist, dass ich aufhöre, sie zu lieben. Sie braucht mich nicht mehr. Ich bin ein wenig wie Don Juan mit meinen Skulpturen.

Das Interview mit Shelomo Selinger fand am 29. März 2016 in seinem Pariser Atelier in der rue Letellier auf Französisch statt.

## Literatur

Shelomo Selinger / Bruno Durocher: *Et l'homme blanc écrivait son histoire ... Témoignage*. Paris: Caractères, 1981.

Shelomo Selinger: *Les camps de la mort – Dessins d'un rescapé/The Death Camps – Drawings by a Survivor*. Paris: Somogy: Fondation pour la Mémoire de la Shoah, 2005.

Shelomo Selinger: »L'arbre de vie«, in: Nathan Réra: *De Paris à Drancy ou les possibilités de l'art après Auschwitz*. Rouge Profond : Pertuis, 2009, S. 99–117.

## Filme

*Shelomo Selinger: Mémoire de pierre*, Film von Alain Bellaïche, 2010, 77 Min. [<https://www.youtube.com/watch?v=FvSjvGJvcN0>]

*Les 7 portes de Shelomo Selinger*, Film von Alain Braun und Alain Dassé, 2012, 210 Min. [<http://www.museum-selinger.net>]

*Shelomo Selinger, croire en l'homme*, Interview mit Jean-Michel Caralp, Film von Fabrice Belmessieri, 2015, 44 Min. [<https://webtv.univ-montp3.fr/video/Shelomo-Selinger---Croire-en-l%2526%2523039%2538homme/bb8c625a-c7937a3c8dadbc96c2db6377>]



Foto © privat

**Dr. Jonas Hock**, geboren 1987 in München. Studium der Romanistik, Germanistik und Bildungswissenschaften in Leipzig und Lyon. Seit 2014 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Romanistik der Universität Regensburg, Lehrstuhl für Romanische Philologie I, Französische und Italienische Literatur- und Kulturwissenschaft. 2017 Promotion zu Pierre Klossowskis Frühwerk; Kulturpreis Bayern 2018 (Kategorie: Universitäten).

**Forschungsschwerpunkte:** Französische Literatur und Philosophie des 20. Jahrhunderts, Aufklärungsforschung, deutsch-französische Kulturkontakte, italienische Barockliteratur.

## Spotlight

# Wissenstransfer: Digitalisierung

## Einzigartiges Kooperationsprojekt zu Datenbeständen über NS-Opfer

Thomas Schmidt und Christian Wolff

Transferprozesse erfolgen nicht nur in naturwissenschaftlich-technische Bereiche, sondern auch in Richtung gesellschaftlicher Einrichtungen, etwa Gedächtniseinrichtungen wie Museen, Archive oder Gedenkstätten. 2018 unterzeichnete die Universität Regensburg mit der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg in der Oberpfalz eine Kooperationsvereinbarung und institutionalisierte damit ihre Zusammenarbeit mit einem Erinnerungsort, der sich nicht nur durch eine innovativ gestaltete Ausstellung, sondern auch durch eine international vernetzte Wissenschaftsabteilung und moderne Ver-

mittlungsarbeit auszeichnet. Die Gedenkstätte informiert am historischen Ort über die im Lagerkomplex Flossenbürg zwischen 1938 und 1945 verübten Verbrechen und bewahrt die Erinnerung an die rund 84 000 Männer und 16 000 Frauen aus über 30 Ländern, die zwischen 1938 und 1945 im Konzentrationslager Flossenbürg und seinen Außenlagern inhaftiert waren.

Die KZ-Gedenkstätte ist in ihren Arbeitsfeldern international in die einschlägigen Netzwerke der zeithistorischen Institutionen und Museen ebenso wie in thematisch verwandte Forschungs- und

Bildungsprojekte eingebunden. Im Rahmen der Vernetzung internationaler Digitalisierungsprojekte historischer Quellenbestände nimmt sie zwischenzeitlich eine Schlüsselposition ein. Anfang 2019 begann eine Kooperation zwischen der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg und dem Lehrstuhl für Medieninformatik der Universität Regensburg. Fachlich sind hier die digitalen Geisteswissenschaften oder Digital Humanities berührt, die an der Universität Regensburg eine lange Tradition haben, die bis in die Gründungsjahre der Universität zurückreicht. Heute existiert hier ein breites Studienangebot, dazu gehören die Masterstudiengänge *Informationswissenschaft und Medieninformatik*, der Masterstudiengang *Digital Humanities* (gefördert im Rahmen des bayerischen Förderprogramms Digitaler Campus) sowie der 2018/2019 gestartete Masterstudiengang *Public History und Kulturvermittlung*. Digital Humanities umfassen alle Aspekte der Digitalisierung und Nutzung von Informationstechnologie mit Bezug zu geisteswissenschaftlichen Forschungsfragen.

Die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg verfolgt schon seit Jahren eine eigene Digitalstrategie, bei der vielfältige und für die Forschung, aber auch für Bildungsprozesse bedeutsame Datenbestände im Mittelpunkt stehen. Sie besitzt eine große und bedeutende Datenbank über Informationen zu NS-Opfern, die aus der Zusammenarbeit mit mehr als 30 Institutionen, die sich mit Opferdaten aus der NS-Zeit befassen, entstanden ist. Die Datenbestände umfassen zahlreiche historisch bedeutende Informationen über die Herkunft und das Schicksal von Lagerinsassen, Informationen zu Transportbewegungen zwischen Lagern sowie zahlreiche geo-



Foto © KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

1 Beim Workshop des 2. *International Memorial Archives Tutorial* im Februar 2019: Wirtschaftshistoriker und Informatiker Maximilian Kalus (l.) mit dem Leiter der historischen Abteilung der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg Johannes Ibel (r.).



Quelle © UR/Lehrstuhl für Medieninformatik

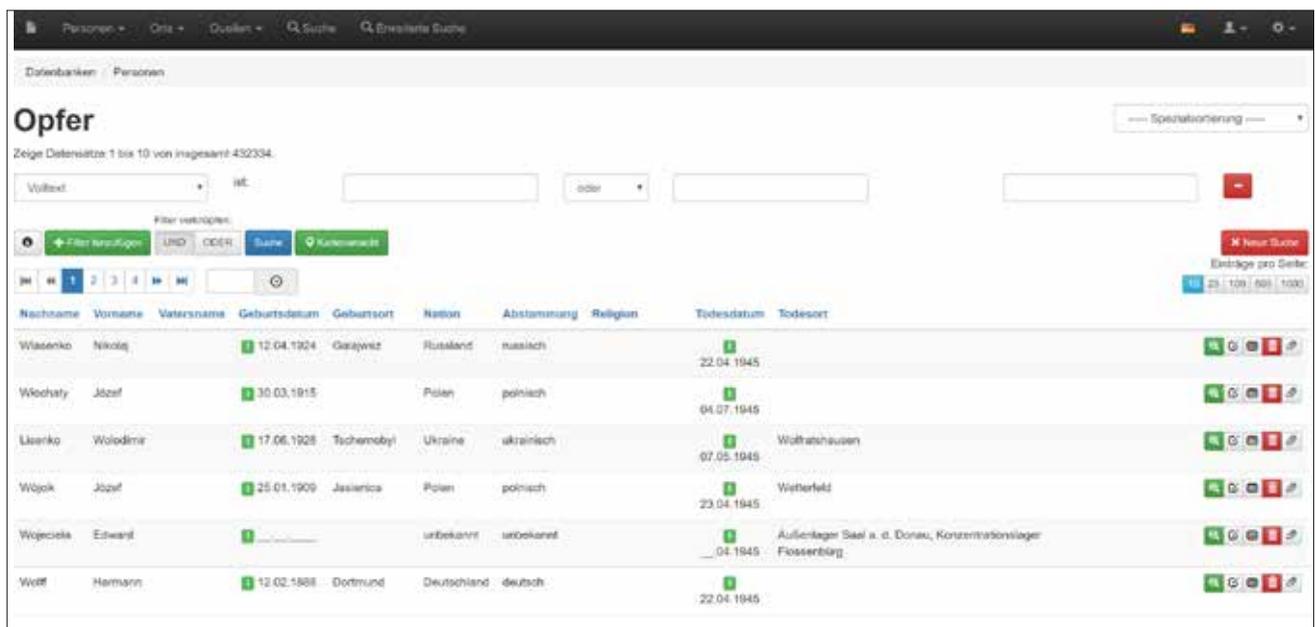
2 Memorial-Archives-Plattform: Ansicht Interview.

graphische Informationen. Die Datenbank besteht momentan aus Daten zu über 400 000 Opfern und 30 000 Transporten. Die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg ermöglicht über die Memorial-Archives-Online-Plattform (<https://memorial-archives.international/>) den Zugriff und die Exploration dieser Datenbestände für Forschende und Interessierte. Erweitert wird der Datenbestand mit über 200 Mediensammlungen wie zum Beispiel Interviews mit ehemaligen KZ-Gefangenen. Des Weiteren können die Daten angepasst und neue Daten importiert werden. In Kooperation mit an-

deren Gedenkstätten sollen die Datenbestände so stets erweitert, verbessert und zusammengeführt werden.

Die Memorial-Archives-Plattform und die dazugehörigen Datenbestände stehen im Mittelpunkt der Kooperation der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg und dem Lehrstuhl für Medieninformatik. In diesem Rahmen haben Vertreter des Lehrstuhls Anfang Februar 2019 auch am 2. *International Memorial Archives Tutorial* und am Think-Tank *Quantitative Datenanalyse* in Flossenbürg teilgenommen. Im Rahmen eines Workshops wurden dabei die Platt-

form und die Datenbank vorgestellt und Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte diskutiert. Im Rahmen eines »Hackathons« wurden auf Teilbeständen der Datenbank Möglichkeiten der quantitativen Datenanalyse und Visualisierung exploriert. Die Ergebnisse wurde in einer Abschlusspräsentation des »Hackathons« den teilnehmenden Historikerinnen und Museumsmitarbeitern vorgestellt. Die Ergebnisse der webbasierten Visualisierung von größeren Datenbeständen sind dabei auf positive Resonanz gestoßen. Auf Basis der gesammelten Erfahrungen konnten



Quelle © UR/Lehrstuhl für Medieninformatik

3 Memorial-Archives-Plattform: Ansicht Opfersuche.

inhaltliche und technische Grundlagen für künftige Kooperationsvorhaben und Transferprozesse gelegt werden.

Aus Sicht der Medieninformatik stehen dabei mehrere Themen im Mittelpunkt, die in Zusammenarbeit mit den technisch Verantwortlichen der Memorial-Archives-Plattform im Rahmen von Abschluss- und Projektarbeiten an der Universität Regensburg bearbeitet und exploriert werden. Zu diesen Themen gehört das *Informationsverhalten*, das sich mit Verhalten und Rechercheinteressen professioneller und nichtprofessioneller Nutzer\*innen im Umgang mit den bei der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg vorhandenen Daten auseinandersetzt. Dies betrifft einerseits unmittelbar Fragen der Forschung, die auch datengetrieben vorangebracht werden kann; dies betrifft aber auch die Frage, welche Art von Informationssystemen Nut-

zer und Besucherinnen der Gedenkstätte erwarten.

Ein weiteres Thema ist das *Datenmanagement*: Bezüglich der Datenbestände stellen sich zahlreiche Fragen im Kontext »Big Data«. Die wachsenden und zunehmend heterogenen Datenbestände müssen auf der Basis angemessener Datenmodelle und Informationstechnologien modelliert, gespeichert und zugänglich gemacht werden. Auf der technischen Ebene soll zusätzlich eine Programmier-Schnittstelle entwickelt werden, die auf Basis von aktuellen Technologien den Zugriff und die Veränderung von Datenbeständen ermöglicht, um somit insbesondere die professionelle Erweiterung der Datenbestände (also auch die Analyse von größeren Massendaten) zu ermöglichen.

Von Interesse sind im Weiteren *Usability Engineering und User Experience (Nutzer-*

*erleben)*: Gegenstand des Transfers sind auch Aspekte der Gestaltung und Optimierung geeigneter Benutzerschnittstellen auf unterschiedlichen Endgeräten (Desktop, Smartphone, spezifisches Präsentationsgerät im Kontext der Gedenkstätte) für die Memorial-Archives-Plattform. Insbesondere sollen dabei Bedürfnisse der speziellen Nutzergruppen (wie Historiker\*innen, Gedenkstättenmitarbeiter\*innen, Museumspublikum) beachtet werden. Schließlich sind auch neue Formen der *Informationsaufbereitung und Informationsvisualisierung* Gegenstand einer solchen Kooperation. Hier geht es um die Frage, wie große, heterogene und historische Datenbestände angemessen dargestellt werden können, insbesondere auch unter Berücksichtigung temporaler und geographischer Kontextinformation.



Foto © privat

Prof. Dr. **Christian Wolff** (geb. 1966) ist seit 2003 Professor für Medieninformatik am Institut für Information und Medien, Sprache und Kultur der Universität Regensburg. Er ist promovierter Informationswissenschaftler (1994, Universität Regensburg) und habilitierter Informatiker (2000, Universität Leipzig). Zu seinen **Forschungsschwerpunkten** zählen: Mensch-Maschine-Interaktion, multimediale und webbasierte Informationssysteme, (Multimedia-)Softwareengineering sowie Information-Retrieval (dort insbesondere auch Informationskompetenz und Social Media).

**Thomas Schmidt** M.Sc. ist seit Ende 2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter, Dozent und Doktorand am Lehrstuhl für Medieninformatik der Universität Regensburg. Er hat seinen Master of Science 2017 im Fach Medieninformatik an der Universität Regensburg erhalten. Seine **Forschungsschwerpunkte** sind die digitalen Geistes-

wissenschaften (Digital Humanities), computergestützte Sentiment- und Emotionsanalyse, Informationsverhalten und Mensch-Maschine-Interaktion. In seiner Doktorarbeit untersucht er den Einsatz computergestützter Emotionsanalyse in Filmen und Theaterstücken.



Foto © privat

## Rede

# Wider die Vereinfacher und Vereindeutiger

## Von der Macht und Ohnmacht der Geisteswissenschaften in der Gegenwart

Volker Depkat

Wohin man derzeit auch blickt, die Vereinfacher in Politik, Wirtschaft und anderswo, die eine immer komplexer werdende Welt mit immer weniger Worten erklären, scheinen das Sagen zu haben. Überall gibt es Abschottungsbemühungen und politische Alleingänge. Gleichzeitig verroht die öffentliche Diskussion immer weiter. In einer solchen Welt haben Geisteswissenschaftler\*innen eine besondere Verantwortung. Darum bemüht, die Welt in ihrer komplexen Uneindeutigkeit zu reflektieren, erforschen Geisteswissenschaftler\*innen die Sinnstiftungsmechanismen von Texten im weitesten Sinne. Sie haben Präzision im Umgang mit Wörtern und Sprache gelernt und sind sensibel für die Begriffe, mit denen Wirklichkeit beschrieben und Handlungssituationen definiert werden. Vor allem aber sind sie Komplexitäts- und Ambiguitätsexpert\*innen, die die menschliche Existenz in ihrer ganzen, oft widersprüchlichen Kontextualität begreifen wollen. Das Beharren auf der Uneindeutigkeit der Welt und des menschlichen Lebens in ihr ist eminent politisch, weil nur autoritäre Weltansichten in Eindeutigkeitsversprechen und Homogenitätsfiktionen ankern.

Das erklärte der Dekan der Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften, Professor Dr. Volker Depkat, in seiner Festrede auf der Absolventenfeier am 22. Juni 2018. In ihr reflektierte er aktuelle nationale wie internationale gesellschaftliche Strömungen aus Perspektive der Geisteswissenschaften und sah die politische Verantwortung der Geisteswis-



Foto © UR/Martin Bockelmann

1 Professor Dr. Volker Depkat, Dekan der Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften, bei seiner Festrede.

schaften in der spezifischen Form ihrer Erkenntnis.

»Liebe Absolventinnen und Absolventen, ich freue mich sehr, Sie hier heute Abend zur Absolventenfeier der Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften begrüßen und Ihnen die herzlichsten Glückwünsche der Fakultät zum bestandenen Examen übermitteln zu dürfen, sei es Bachelor, sei es Master, sei es Lehramt, sei es die Promotion.

Schön, dass wir die akademische Tradition der Absolventenfeier wiederbelebt

haben und dass wir das bestandene Examen mit aller Würde und Festlichkeit, die die akademische Tradition so im Repertoire hat, begehen. Denn es gibt bei einer Examenfeier ja auch viel zu feiern. Es geht nicht nur darum, den erfolgreichen Abschluss des Studiums mit den Seinen festlich zu begehen und sich zu seinem Erfolg beglückwünschen zu lassen. Es geht ja vielmehr auch darum, das Ende eines tief prägenden Lebensabschnitts und den Beginn eines neuen zeremoniell zu begleiten.

Keine Angst, ich sage jetzt nichts über den Ernst des Lebens, der nun bald be-

ginnt, denn Sie haben ja alle hoffentlich schon Ihr Studium ernst genommen, und das Leben ist, wie sie alle längst wissen, immer so ernst oder unernst wie es eben ist und wie man es nimmt.«

### Studium als Fortsetzung der Persönlichkeitsbildung mit akademischen Mitteln

»Was ich allerdings schon sagen möchte, ist, dass ich hoffe, dass Sie Ihr Studium nicht nur als fachwissenschaftliche Ausbildung, sondern auch als Phase der Persönlichkeitsbildung erlebt haben. Natürlich haben Sie in den vergangenen Jahren viel Fachwissenschaftliches gelernt. Sie alle haben für Seminare und Vorlesungen Bücher und Aufsätze gelesen und gedanklich durchdrungen, haben Referate erarbeitet, Hausarbeiten geschrieben und sind dadurch in Ihrem Fach geschult worden. Sie haben ungeheuer viel Fakten und Fachwissen vermittelt bekommen und sich mit den Grundlagen, Theorien, Methoden und dem Handwerkszeug ihres Faches vertraut gemacht. Sie sind also in den letzten Jahren zu Fachwissenschaftler\*innen geworden, sind nun Germanist\*innen, Anglist\*innen, Romanist\*innen, Slavist\*innen, Vergleichende Kulturwissenschaftler\*innen, Medienwissenschaftler\*innen – und was man sonst noch alles schönes bei uns werden kann.

Gleichwohl hoffe ich, ich sage es noch einmal, dass Sie Ihr Studium nicht nur als fachwissenschaftliche Ausbildung, sondern auch als Persönlichkeitsbildung erlebt haben. Wissenschaft ist nämlich nicht nur Fachdisziplin, Wissenschaft ist auch eine Weltsicht, eine Haltung zur Welt, die die eigene Persönlichkeit tief prägt. Universität ist eben immer noch die Fortsetzung der Persönlichkeitsbildung mit akademischen Mitteln, bei der es in erster Linie darum geht, selbst denkende Persönlichkeiten auszubilden, die den Mut haben, sich ihres Verstandes zu gebrauchen, die die Geltungsansprüche und den Wahrheitsgehalt von Aussagen aller Art kritisch zu prüfen in der Lage sind und die sich selbst eine Meinung bilden können.«

### Das Bildungsprojekt der Aufklärung in der heutigen Zeit

»Dies, die Emanzipation des Einzelnen durch Bildung und Schulung des kritischen Verstandes, ist im Kern das alte Projekt der Aufklärung, das im 18. Jahrhundert die intellektuellen Grundlagen unserer modernen Welt gelegt hat. Zwar ist die

Aufklärung vor allem durch die Gewaltexzesse und Zivilisationsbrüche des 20. Jahrhunderts ordentlich in Verruf gekommen, haben doch insbesondere die Philosophen Max Horkheimer und Theodor Adorno unter dem Blickwinkel der *Dialektik der Aufklärung* das zerstörerische Potential von Rationalität und Säkularität herausgearbeitet und gezeigt, dass eine moralisch nicht gebundene, rein utilitaristische Vernunft auch dazu genutzt werden kann, möglichst effizient zu töten und möglichst viele Zerstörungen anzurichten.

Das ist natürlich ein gewichtiges Argument, und dahinter können und dürfen wir auch nicht mit einer idealistischen Verklärung der Aufklärung des 18. Jahrhunderts zurückfallen. Dennoch glaube ich, dass es in einer Zeit, in der populistische Schreihälse Homogenitätsfiktionen wie *das Volk* oder *die Nation* dazu nutzen, eine illusionsgeleitete Politik zu rechtfertigen, in einer Zeit, in der lebensmüde religiöse Fanatiker meinen, sich im Namen von welchem Gott auch immer in die Luft sprengen und möglichst viele Leute mit sich in den Tod reißen zu müssen, in einer Zeit, in der selbst die verquastesten Weltansichten im Internet frei und vielfach unwidersprochen zirkulieren können, und in einer Zeit, in der sogar demokratisch verfasste Staaten unter der Formel *alternative Fakten* anfangen zu lügen – in einer solchen Zeit ist es meiner Meinung nach höchste Zeit, dass wir uns auf die Aufklärung als Grundlage eines wissenschaftlichen Weltbildes und eines geregelten Verfahrens zur Feststellung von Tatsachen und Prüfung von Wirklichkeitsbehauptungen wieder besinnen.

Ich will gerne gestehen, dass die Entwicklungen der Gegenwart mich an diesem Bildungsprojekt der Aufklärung zweifeln lassen. Wir führen weiterhin eine aufgelegte und zerstörerische Debatte über Migration und Migranten, obwohl gegenwärtig kaum noch Flüchtlinge zu uns kommen, obwohl die Wirtschaft brummt und obwohl die systematisch geschürte Angst vor Verbrechen in keinem Verhältnis zur Entwicklung der Kriminalitätsrate steht. Laut polizeilicher Kriminalitätsstatistik ist die Zahl der registrierten Straftaten im Jahr 2017 um 9,6 Prozent gegenüber dem Vorjahr zurückgegangen, nachdem sie seit 2014 eher moderat angestiegen war. Wir haben Bundestagsabgeordnete, die die Zeit des Nationalsozialismus als »Vogelschiss« in der deutschen Geschichte bezeichnen. Wir haben einen U.S.-Präsidenten der Familien illegaler Einwanderer in die USA an der

Grenze auseinanderreißen und Kleinkinder von ihren Eltern trennen lässt, der die Wertegemeinschaft des Westens zerstört, der Autokraten wie Vladimir Putin bewundert und sich einem blutrünstigen Diktator wie Nordkoreas Kim Jong-un auf den Schoß setzt, während er für die Länder Europas, die langjährigen Verbündeten der USA in einer auf demokratische und liberale Werte gegründeten Gemeinschaft, nur Spott und Hohn übrig hat.

Separatismen, Abschottungen, Alleingänge wohin man auch blickt – und das Ganze geht einher mit einer kaum für möglich gehaltenen Verrohung der öffentlichen Diskussion, die die Grenzen des Anstandes, der Höflichkeit und des Respekts wieder und wieder übertritt und sie immer weiter nach hinten verschiebt. Als Vater eines inzwischen sechzehnjährigen Sohnes frage ich mich inzwischen schon, wie man ihn davon überzeugt, dass Ehrlichkeit, Höflichkeit, Anstand und Respekt die Grundlagen des Umgangs miteinander sind und bleiben müssen.

Angesichts der gegenwärtigen Entwicklungen kann man als Geisteswissenschaftler\*in schon verzweifeln. Man fühlt sich hilflos angesichts der scheinbaren Übermacht der Vereinfacher in Politik, Wirtschaft und anderswo, die eine immer komplexer werdende Welt mit immer weniger Worten erklären, die *Alternativlosigkeiten* ausmachen, wohin sie auch blicken, die krude Sündenbockpolitik betreiben und die Krisen herbeireden, wo tatsächlich keine sind, dafür aber die Probleme, die wir tatsächlich haben, nicht wirklich angehen.

Geisteswissenschaftler\*innen, die die Komplexität der Welt in ihrer Komplexität und Uneindeutigkeit zu reflektieren bemüht sind, bereiten jegliche Versuche, eben diese Komplexität und Mehrdeutigkeit der Welt auf unzulässige Weise zu reduzieren, regelrecht körperliches Unwohlsein. Wir stehen kopfschüttelnd daneben und fühlen uns zugleich macht- und hilflos.

Ist unser Projekt also gescheitert? Sind wir alle der Illusion erlegen, durch geisteswissenschaftliche Bildung könnte die Welt ein bisschen besser werden? Immunisiert ein geisteswissenschaftliches Studium also nicht gegen populistische Verirrungen und postfaktische Verwirrungen, wie wir sie gerade erleben?«

### Macht und Ohnmacht der Geisteswissenschaften

»Dass die Welt eine bessere wäre, wenn wir nur alle Geisteswissenschaftler\*innen



Foto © Lorenz Kienzle Photographie, Berlin

2 Die Sinnstiftungsmechanismen von Texten erkennen, Präzision mit Wörtern und Sprache erlernen, die Begriffe, mit denen Wirklichkeit beschrieben wird, kritisch prüfen – das sind zentrale Kompetenzen der Geisteswissenschaftler.

wären, das kann und wird sicherlich keiner ernsthaft behaupten. Die Welt besser zu machen – das wäre von den Geisteswissenschaften auch zu viel verlangt, denn die Normen und Grundwerte, nach denen wir leben sollen, lassen sich wissenschaftlich nicht begründen. Geisteswissenschaften können uns nicht sagen, wie wir leben und was wir tun *sollen*. Diese Erkenntnis muss am Anfang jeder Reflexion über Macht und Ohnmacht der Geisteswissenschaften stehen.

Aus der Unfähigkeit, Normen und Grundwerte begründen zu können, resultiert dann aber auch die Stärke der Geisteswissenschaften. Was sie nämlich tun können – und auch leisten sollten – ist, Weltbilder auf die Grundwerte zurückzuführen, die sie hervorgebracht haben. Hat man diese Grundwerte hinter den Weltbildern erst einmal freigelegt, kann man die Grundwerte selbst und ihre politischen und sozialen Implikationen und Folgen einer kritischen Prüfung unterziehen. Man kann fragen, ob ein bestimmtes Weltbild und dessen Grundwerte soziale Vielfalt erlauben oder eher Homogenität erzwingen, ob sie eher flexibel und offen für Wandel oder starr sind, ob sie eher Gewalt provozieren oder dazu angetan sind, Frieden zu stiften,

ob sie im Gedanken der Gleichheit oder in dem der Unterschiedlichkeit gründen, ob sie die Mitbestimmung der Vielen ermöglichen oder eher autoritäre Hierarchien nahelegen, ob sie eher inklusiv oder exklusiv sind. Man kann das immer weiter machen.

Um die kritische Prüfung der politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Implikationen von Grundwerten, die Weltbilder generieren – darum geht es in den Geisteswissenschaften. Sie können uns deshalb zwar nicht sagen, wie wir leben sollen; sie können uns aber vor Augen führen, was das für ein Leben ist, das wir leben, wenn wir uns bestimmte Grundwerte und Weltbilder zu eigen machen, und dann können wir uns alle fragen, ob wir so leben wollen. Gerade deshalb hoffe ich, dass sie Ihr Studium nicht nur als Ausbildung erfahren haben, sondern auch als Einüben einer geisteswissenschaftlichen Lebensform, einer Haltung zur Welt.«

### Was Geisteswissenschaftler\*innen können

»Unsere Gesellschaft braucht Sie und ihre Kompetenzen. Sie haben alle gelernt, Texte im weitesten Sinne – also neben Geschriebenem wie Romane, Gedichte oder Sachtexte auch Bilder und Filme – zu lesen

und zu erkennen, wie diese Texte Wirklichkeit darstellen. Sie haben in diesem Zusammenhang auch zu erkennen gelernt, welche Perspektiven auf Wirklichkeit durch einen bestimmten Text organisiert werden, welche Aspekte der Wirklichkeit dadurch in den Blick kommen und für welche Aspekte diese bestimmte Perspektive blind ist. Gleichzeitig haben Sie zu fragen gelernt, wer Interesse daran hatte, Wirklichkeit so und nicht anders zu repräsentieren. Dieses Beharren auf der Perspektivität allen Wissens und der Relativität von Wirklichkeitsrepräsentationen ist ein zentraler Beitrag, den Geisteswissenschaftler\*innen in die gesellschaftlichen Debatten einspeisen können und müssen.

Sie haben auch Präzision im Umgang mit Sprache und Wörtern gelernt. Sie wissen am Ende Ihres Studiums um die sprachliche Verfasstheit von Wirklichkeit, haben ein gesteigertes Bewusstsein für Bedeutungsnuancen von Aussagen und Wörtern, haben ein Gefühl dafür, ob eine bestimmte Form der Rede offen oder geschlossen, friedvoll oder gewaltsam, demokratisch oder autoritär ist.

Es war der Romanist Victor Klemperer, der als Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in höchst feinsinniger Art



gend, wenn nicht gar erregend, doch will ich von der Erotik der *Fifty Shades of Grey* hier nicht weiter reden.

Das geisteswissenschaftliche Beharren auf Komplexität und Uneindeutigkeit ist in einer Welt, die klare Resultate und eindeutige Antworten haben will, schwer zu vermitteln. Und dennoch: Wir sollten stur bleiben, und auf der Eigenart geisteswissenschaftlicher Erkenntnis bestehen. In Zeiten wie diesen ist das Beharren der Geisteswissenschaften auf Komplexität und Ambiguität nämlich eminent politisch.

Die Welt, in der wir leben, ist an sich komplex und mehrdeutig. Daran können wir nichts ändern, das ist unhintergebar. Mir scheint es aber so, dass Komplexität von vielen nicht länger als zivilisatorischer Fortschritt und damit als etwas Positives gesehen wird. Im Gegenteil, eine wachsende Zahl von Menschen ist offenbar zunehmend weniger bereit, Ambiguität und Mehrdeutigkeit als unhintergebare Grundtatsache modernen Lebens zu akzeptieren.

Und da sind wir nun in der Politik, genauer bei den autoritären, rechtspopulistischen und antidemokratischen Kräften, die sich gegenwärtig überall in der Welt eines starken Zulaufs erfreuen. Vieles von dem, was aus dieser Ecke kommt, hat mit Eindeutigkeitsversprechen, Homogenitätssehnsüchten und der Verneinung von just der Komplexität und Ambiguität unseres modernen Lebens zu tun, hinter die es kein Zurück geben kann. Nur autoritäre Weltansichten ankern in Eindeutigkeit, nur autoritäre Regime reduzieren Diversität und dies zur Not auch mit Gewalt, nur autoritäre Ordnungen ankern in Homogenitätsfiktionen. Der Philosoph Thomas Bauer hat in seinem wunderbaren Büchlein *Die Vereindeutigung der Welt* sehr luzide herausgearbeitet, dass Fundamentalismus und Totalitarismus ambiguitätsverneinende Ideologien sind. Im Umkehrschluss heißt

das dann aber auch, dass das Beharren auf Komplexität und Ambiguität, dass also die Freude an der Farbe Grau, Ausdruck einer zutiefst demokratischen Haltung zur Welt sind. Dies kann durch eine geisteswissenschaftliche Intellektualität, die ihre eigenen Prämissen ernst nimmt, nur gestützt werden, und auch deshalb sollten Sie alle als Geisteswissenschaftler\*innen durch die Welt gehen.«

### Sich die Welt auch anders vorstellen können

»Am wichtigsten aber scheint mir zu sein, dass Geisteswissenschaftler\*innen in der Lage sind, sich die Welt auch anders vorzustellen als sie ist. Dieses Sich-die-Welt-auch-Anders-Vorstellen-Können ist die geisteswissenschaftliche Kompetenz mit der größten gesellschaftspolitischen Reichweite, denn momentan deuten wir die Welt, in der wir leben, zu sehr in Kategorien des *Unausweichlichen*, des *Notwendigen*, der *Alternativlosigkeit*, des *Sachzwangs* und der ökonomischen Rationalität, die uns scheinbar keine andere Wahl lässt als die, die wir gerade getroffen haben. Was aber, wenn der *Sachzwang* nur unter den Bedingungen eines bestimmten Denkens ein *Sachzwang* ist, der ganz plötzlich verschwindet, wenn man nur einmal anders zu denken anfängt?

So, das alles war jetzt vielleicht etwas zu schwer für diesen festlichen Anlass, bei dem es ja in erster Linie darum gehen soll, Party zu machen und Sie gebührend zu feiern. Und Sie sollen es heute Abend ja auch krachen lassen – und dafür wünsche ich Ihnen jetzt schon viel Spaß.

Allerdings ändert das nichts an der Tatsache, dass wir, die Lehrenden der Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften, Sie heute zwar aus dem Studium entlassen können, nicht aber aus Ihrer politischen und sozialen Verantwortung, die Sie als nun amtliche

Geisteswissenschaftler\*innen fortan haben – und da wollte ich Ihnen zum Abschluss Ihres Studiums nur noch einmal zeigen, wo der Hammer hängt.«

## Literatur

Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1988.

Thomas Bauer: *Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt*. Ditzingen: Reclam, 2018.

Victor Klemperer: *Lingua Tertii Imperii. Notizbuch eines Philologen*. 25. durchgesehene Auflage. Stuttgart: Reclam, 2015.

Prof. Dr. **Volker Depkat**, geboren 1965 in El Paso, Texas, USA. Studium der Fächer Geschichte, Englisch und Deutsch an den Universitäten Bonn, Eugene (Oregon, USA) und Göttingen. Promotion 1996 in Göttingen mit einer Arbeit zu *Amerikabilidern in politischen Diskursen. Deutsche Zeitschriften, 1789–1830* (Stuttgart: Klett Cotta, 1998). Habilitation im Fach Neuere und Neueste Geschichte 2003 an der Universität Greifswald mit einer Studie zu *Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts* (München: Oldenbourg, 2007). Seit 2005 Professor für Amerikanistik an der Universität Regensburg. Seit 2015 Dekan der Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften.

**Forschungsschwerpunkte:** Geschichte der USA in kontinentaler Perspektive von der Kolonialzeit bis zur Gegenwart, Geschichte der europäisch-amerikanischen Beziehungen von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart, Biographie- und Autobiographieforschung, Visuelle Kulturen des Politischen, Föderalismusforschung.

# Analytische Philosophie trifft Theologie

## Über einen neuen und Streitbaren Stil in der systematischen Theologie

Thomas Schärfl-Trendel

Mit einem Fördervolumen von insgesamt 1,2 Mio. Euro hat die John Templeton Foundation von 2015 bis 2018 ein Projekt zur Analytischen Theologie unterstützt, an dem auch der Lehrstuhl für Philosophische Grundfragen der Theologie an der Universität Regensburg signifikant beteiligt war. Dieser neue Stil der Theologie ist gewissermaßen in der wissenschaftlichen Pubertät und daher nicht aus allen »Heranwachsensproblemen« heraus: Eine gewisse Irritation, die aus der Begegnung mit anderen theologischen Stilen resultiert, ist daher noch unvermeidlich. Aber es zeigt sich bereits, dass die Theologie mit diesem auf Klarheit und Exaktheit ausgelegten Programm aufschließen und das Beherzigen kann, was in der Philosophie inzwischen als Goldstandard gilt: ana-

lytische Philosophie mit ihrem Mut zur logischen Rekonstruktion und innovativen Theoriebildung.

### Die wechselvolle Beziehung der analytischen Philosophie zu religiösen Überzeugungen

Wer die Entwicklung der Philosophie im 20. Jahrhundert im Hinterkopf hat, der wird bei dem Stichwort »Analytische Theologie« vielleicht erst einmal ein wenig staunen. Analytische Philosophinnen und Philosophen – das waren doch diejenigen, die alle denkerischen Probleme einer beinharten logischen Analyse oder einer sogenannten Sinnlosigkeitsüberprüfung unterziehen wollten, um am Ende

nur noch die echten philosophischen Fragen beantworten zu müssen. Das waren zumeist Fragen der mathematischen Logik oder der Wissenschaftstheorie, der Bedeutungs- und Erkenntnistheorie. Denkt man an Protagonisten wie Bertrand Russell oder Rudolf Carnap und an die durchaus heftigen Invektiven gegen die alten metaphysischen Zöpfe der Philosophie und die angeblich wissenschaftlich Sinn entbehrende Sprache der Religion, so kann man in der Tat fragen, wie Theologie und analytische Philosophie zusammengehen können. Das karge Brot der logischen Rekonstruktion scheint den opulenten begrifflichen Ansprüchen der Theologie doch erst einmal wenig anbieten zu können.

Die analytische Philosophie hat allerdings in den nunmehr über einhundert Jahren, da sie mit namhaften Autoren die Bühne betreten hat, eine gewaltige Verwandlung und Häutung erlebt. Als Philosophie war sie selbst dem Druck einer für die Philosophie typischen Selbstkritik und Reflexion ausgesetzt, sodass die frühen Slogans und Dogmen des analytischen Denkens inzwischen nicht mehr gelten. In den Reihen der großen Namen der analytischen Philosophie finden wir Theistinnen und Atheisten, Religionsphilosophinnen und Agnostiker, Naturalisten und Idealistinnen, Existenzialistinnen und Wissenschaftstheoretiker. Was diese inzwischen hoch diversifizierten Positionen, Auffassungen und Ansätze vereint, ist eine methodische Grundüberzeugung: Begriffliche Schärfe, argumentative Transparenz und logische Rekonstruierbarkeit stellen ein unabdingbares Mittel eines echten philosophischen Erkenntnisgewinns dar. In der Anwendung



1 Die moderne Kosmologie hat uns ein nie dagewesenes Gefühl für die Majestät des Universums vermittelt. Muss ein theologisch angemessener Gottesbegriff diese Unermesslichkeit in sich spiegeln können?

Foto/Image Credit: NASA, ESA, and the Hubble Heritage Team (STScI/AURA). Acknowledgment: W. Blair (STScI/JHU), Carnegie Institution of Washington (Las Campanas Observatory), and NOAO (<https://www.spacetelescope.org/images/heic1403b/>); Lizenz CC BY 4.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>)

dieser Mittel drücken sich intellektuelle Tugenden aus, die es gestatten, philosophische Debatten als echtes, streitendes Ringen zu führen. Wer im Lichte dieser Transformation und Wandlung der analytischen Philosophie auf die europäische Philosophiegeschichte zurückschaut, wird in Platon und Aristoteles, Thomas von Aquin und Johannes Duns Scotus, Descartes und Leibniz echte Vorbilder dieser Art des Denkens erblicken.

Der Prototyp der analytischen Philosophin oder des analytischen Philosophen – nicht zufällig ein Gewächs der britischen und US-amerikanischen Campus-Universitätskultur – unterscheidet sich sehr markant von dem klassischen (deutschen oder französischen) Klischee der typischen Philosophen, die sich in einem ewigen Kreisen, in pointenreichen Andeutungen, vielsagenden Assoziationsketten, aber auch in einer nicht immer ganz verständlichen Sprechweise sozusagen immer tiefer ins Sein wühlen, um dann mit ihrem ergriffenen und erstaunten Auditorium einen heiligen Schauer zu teilen. Nicht so der analytische Philosoph bzw. die analytische Philosophin unserer Tage: Sein bzw. ihr Ziel ist die Darlegung eines offenen, transparent gemachten Arguments, das sich an einer Theorie abarbeitet oder zu einer neuen Theoriebildung einlädt – verbunden oft auch mit einer Lust an begrifflich-technischer Virtuosität, subtiler Differenzierungskunst und akademischem Schlagabtausch.

## Methodenprobleme?

Angesicht der Häutungen der analytischen Philosophie ist es nun nicht mehr ganz so überraschend, dass innerhalb dieses Zweiges von Philosophie eine produktive Auseinandersetzung mit religiösen Überzeugungen und der Gottesfrage stattgefunden hat – eine Auseinandersetzung, die für die Theologie besonders spannend und lehrreich sein kann. Schon seit den 1950er Jahren etablierte sich eine analytisch geprägte Religionsphilosophie und philosophische Theologie, die zunächst nach dem Bedeutungsgehalt religiöser Sprache, sodann im Weg über die Problematisierung der Vernünftigkeit religiöser Überzeugungen schlussendlich nach den konzeptionellen Ansprüchen, die mit dem Gottesbegriff aufgegeben sind, fragt. Inzwischen sind diese Debatten so konkret, dass sich auch dezidiert philosophisch an-



Foto © Lisa Hindelang, aufgenommen in der Ausstellung der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg

2 Die Gräueltaten des 20. Jahrhunderts haben Zweifel daran aufkommen lassen, dass Gott wie ein personaler Akteur mit moralischer Verantwortung konzipiert werden darf.

gelegte Arbeiten zu genuin theologischen Themen – wie Trinität, Menschwerdung Gottes, Auferstehung der Toten – finden lassen. Diese Befassungen stehen freilich unter einem spezifischen Vorzeichen, die sich in der Frage zusammenfassen lassen: »Wie lässt es sich vernünftig denken (zum Beispiel dass Gott trinitarisch ist und doch einer, dass ein ewiger Gott Mensch wird, dass ein gütiger Gott Leid zulässt, dass der Mensch seinen Tod überleben kann etc.)?«

Wer das fast eintausend Seiten starke, von Professor Dr. Thomas Schärtl-Trendel federführend mitherausgegebene und 2017 erschienene *Handbuch für Analytische Theologie* aufschlägt, bekommt einen ersten Eindruck in das, was eine analytische Theologie ist und was aus ihr noch werden könnte: Da wird zunächst die analytische Methode als solche differenziert und in Auseinandersetzung mit anderen philosophischen Stilen kritisch und konstruktiv diskutiert. In einer zweiten Sektion wird ausführlich auf die Frage der Vernünftigkeit des religiösen Glaubens reflektiert, wobei die in Dienst genommenen Vernunftstandards immer wieder kritisch reflektiert werden – bis hin zu der Frage, ob religiöse Überzeugungen so beurteilt werden können wie andere Annahmen sonst. In einer dritten Sektion werden Kerninhalte des christlichen Glaubens mit Hilfe der analytischen Methodik luzide rekonstruiert: Trinität, Inkarnation, der Glaube an die Aufer-

stehung der Toten – für all diese durchaus angefochtenen Glaubensinhalte kann die analytische Philosophie zwar keine letztgültig zwingenden Gründe aufbieten, aber doch eine Remodellierung mithilfe metaphysischer Denkformen, die zumindest das Fazit erlauben, dass hier nichts geglaubt wird, was vernunftwidrig und begrifflich unzugänglich wäre. Eine letzte Sektion wiederum befasst sich mit Fragen der christlichen Ethik und Spiritualität – und bemüht sich auch hier um eine klare begriffliche, argumentativ nachvollziehbare Rekonstruktion einiger zentraler Fragen. So beeindruckend die Resultate sind, die diese Methodik hervorbringt, welche – wie bereits herausgestellt – in der analytischen Religionsphilosophie schon seit Jahrzehnten etabliert ist, so deutlich sind aber auch die Anfragen: Zum einen wird nicht ganz zu Unrecht kritisiert, dass eine analytische Theologie im Moment noch kaum von einer analytisch eingefärbten Religionsphilosophie und einer ähnlich gelagerten philosophischen Theologie zu unterscheiden sei. Es fehle noch an überzeugenden Konzepten, die beispielsweise zu einer entsprechenden Klärung des Offenbarungsbegriffes beitragen könnten oder aber zu einer Hermeneutik, die es erlaubte, produktiv in einen interreligiösen Dialog zu treten. Eine analytische Theologie der Sakramente oder gar der Kirche ist nach wie vor ein Desiderat. Zum anderen wird bemängelt, dass

analytische Theologen und Theologinnen noch zu affirmativ mit der Glaubensüberlieferung umgehen, ja sie eher wie ein Theorien-Depositum verstehen und mehr an der ingenösen, mit metaphysischen Modellen untermauerten Verdeutlichung und Veranschaulichung der Glaubensinhalte als an der kritischen Aufklärung mancher theologischer Engführungen interessiert sind. Gerade Theologinnen und Theologen, die an sogenannten postmodernen Philosophien geschult sind (wie etwa an Foucault oder Lacan), würden hier einwenden, dass sich in die Formulierung von Glaubensausagen und Dogmen auch zeitbedingte und kulturell bedingte Grundüberzeugungen und darüber hinaus auch durchaus nicht immer leicht zu entdeckende Machtmechanismen eingeschlichen haben, deren Entlarvung und kritische Aufdeckung für ein adäquates Verständnis des Glaubensgutes überaus wichtig sei. Ob eine solche kritische Hermeneutik unter analytischem Vorzeichen entwickelt werden kann, wird im Augenblick offen und durchaus hitzig diskutiert. Zur Verteidigung verweisen Stimmen einer analytischen Theologie hier optimistisch auf die großen Gestalten der analytischen Philosophie (wie Ludwig Wittgenstein, Donald Davidson oder Hilary Putnam), die den frühen sprachkritischen Geist der analytischen Philosophie bewahrt haben und in deren Sprachphilosophie sich ausbaubare Elemente einer kritischen Hermeneutik finden.

## Gesucht: Gott für das 21. Jahrhundert

Das Regensburger Projekt, an dem direkt Professor Dr. Thomas Schärtl-Trendel und seine Mitarbeiter/innen Dr. Martin Blay, Dr. Andreas Reitingner, Alena Bischoff, Katharina Wiedemann und Katharina Del Re, die beiden *Templeton*-Stipendiaten Martin Klinkosch und Benjamin Mitterrutzner sowie indirekt die Doktoranden/Doktorandinnen Jan-Levin Propach und Aysenur Ünügür Tabur involviert waren, hatte aber nicht primär die grundsätzliche Frage zum Thema, ob sich die Methode analytischer Philosophie für die Bearbeitung theologischer Fragestellungen eignen würde. Derartige Grundsatzfragen bildeten lediglich die Hintergrundfolie für ein deutlich spezifischeres, im Kern noch nicht abgeschlossenes Forschungsprojekt, das sich auf die Formel bringen lässt: *Was gehört*

*zum Kernbestand des christlichen Gottesbegriffes?* Und welche Gründe könnten dafür sprechen, alternative Gottesbegriffe zu formulieren? Auf den ersten Blick scheinen solche Fragen erneut zu überraschen: Sollte in der Theologie nicht immerhin der Gottesbegriff klar sein? Ein Blick in die Theologiegeschichte der jüngeren Zeit legt aber offen, wie schwierig die Konturen des Gottesbegriffes auszumessen sind: Ist ein Gott, der sich für die Geschicke der Menschen interessiert und sich in der Geschichte engagiert, überhaupt mit jenem Begriff eines unwandelbaren, ewigen, in

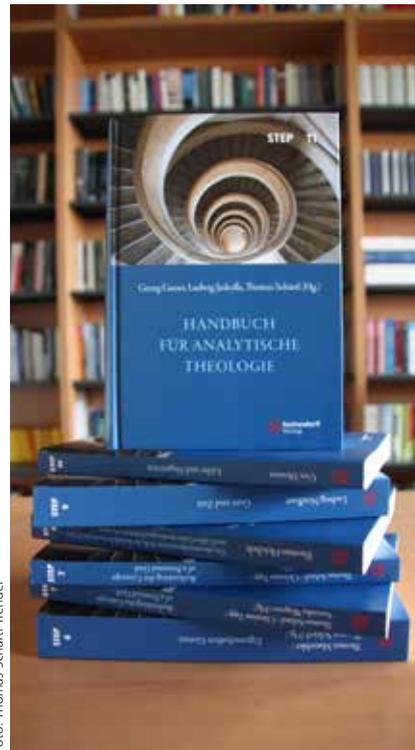


Foto: Thomas Schärtl-Trendel

3 Im englischsprachigen Raum und den dortigen Verlagen ist »analytische Theologie« schon länger ein fester Begriff. Im deutschsprachigen Bereich verhalf das Handbuch diesem Paradigma zu erster, großer Bekanntheit.

sich einfachen »Absoluten« einzuholen? Haben die Grausamkeiten des 20. Jahrhunderts uns nicht eine Rätselhaftigkeit und Dunkelheit in Gott gezeigt, die es vielleicht gar nicht mehr gestatten, den Satz: »Gott existiert« ohne Zusatz und Einschränkung über die Lippen zu bringen? Und zwingen uns die atemberaubenden Einsichten der modernen Kosmologie, aber auch der Evolutionsbiologie dazu, die Vorstellung von einem allzu personalen Schöpfergott einer Revision zu unterziehen? Der Ausdruck »Revision« war und ist für das Re-

gensburger Projekt hier in der Tat das entscheidende, philosophisch nachklingende Stichwort: Revisionen werden – unter wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkten – immer dann notwendig, wenn eine bestimmte Ausgangstheorie nicht mehr zu einem Phänomenbereich zu passen scheint, wenn der Phänomenbereich, den es zu verstehen und zu erklären gilt, komplexer oder andersartiger ist, als zunächst angenommen. Auch wenn philosophische und theologische Theoriebildung nicht direkt ein bestimmtes Datenmaterial zum Ausgangspunkt nehmen kann (allerdings ist dies in einigen theologischen Unterdisziplinen durchaus der Fall), so gibt es doch einen (wenn auch sehr globalen) Phänomenbereich, den man als »die Wirklichkeit« und als das damit zusammenhängende Bemühen um ein Verständnis dieser Wirklichkeit fassen könnte. Gerade die Auseinandersetzung der Theologie mit dem modernen, wissenschaftsaffinen Denken hat zwei Grenzmarken bewusst werden lassen: Die Grenzziehung zwischen Geist und Natur hat die Vorstellung von einem Designer-Gott ebenso befördert wie problematisch erscheinen lassen. Gleichzeitig muss Gott – unter theistischen Vorzeichen – nach wie vor als letzter Grund von allem gedacht werden können. Es ist vor diesem Hintergrund nicht überraschend, dass die Vorstellung von einem allzu personalen Schöpfergott buchstäblich fadenscheiniger wird; sie steht einer Erfahrung von Natur als einer kolossalen, staunenswerten, aber vollkommen eigenständigen und letztlich a-personalen Größe gegenüber. Auf der anderen Seite hat es in jüngerer Zeit sowohl theismus-neutrale (Thomas Nagel, Galen Strawson) als auch theismus-affine (Yujin Nagasawa, John Leslie) Versuche gegeben, die strikte Trennung von Geist und Natur ihrerseits noch einmal aufzuheben – ein Unternehmen, das (zumindest für manche) eine neue Ausgangsbasis für einen alternativen Gottesbegriff sichtbar macht.

Das Regensburger Projekt konzentrierte sich speziell auf die Umrisse, Fortschreibungen und Transformationen des so genannten *klassischen Theismus*, der an der Ewigkeit, Einheit und Aseität Gottes festhält, was die Frage aufwirft, ob und wie sich hier personale Elemente (Gottes Empathie und Mitleidensfähigkeit, seine Beziehungen zum Anderen seiner selbst) integrieren lassen und ob der klassische Theismus nicht eine gewissermaßen natürliche Neigung hin zu non-standard-theistischen (zum Beispiel pantheistischen oder

panentheistischen) Konzeptionen hat. Wer hier an klassische Autoren wie Johannes Scottus Eriugena oder Nikolaus von Kues denkt, wird die letztgenannte Frage bejahen dürfen und kann gleichzeitig zeigen, wie wandlungs- und integrationsfähig der klassische Theismus ist: Er kann (wie bei Anselm von Canterbury) personale Aspekte in den Gottesbegriff integrieren; er kann aber auch überpersonale und pantheistische Elemente inkludieren (wie sich an Scottus Eriugena zeigen ließe).

### Internationale Vernetzung

So genannte Cluster-Initiativen erlaubten innerhalb des Forschungsprojekts Kooperationshauptseminare und Konferenzen in Zusammenarbeit mit anderen Hochschulen und Universitäten; eine enge Verbindung ergab sich hier zum Institut für Christliche Philosophie in Innsbruck und zur Hochschule für Philosophie in München. Für Regensburger Studierende bot sich die Gelegenheit, bekannte Gelehrte aus anderen Standorten (insbesondere aus den USA, aus dem Vereinigten Königreich sowie aus Neuseeland) kennenzulernen, ein wenig internationale Debattenluft zu schnuppern und sich mit dem einen oder anderen eigenen Qualifikationsarbeitsthema vertraut zu machen. Eine verlässliche Partnerschaft kristallisierte sich im Rahmen dieser, von der *Templeton Foundation* mit eigenen Zuschüssen geförderten, Cluster-Initiative mit dem Lehrstuhl für Dogmatik (Professor Dr. Dr. Thomas Marschler) an der Universität Augsburg heraus: Zwei, von Augsburg und Regensburg gleichermaßen getragene internationale Konferenzen gingen im Sommer 2017 und 2018 der Frage nach, wie sich der Gottesbegriff des oben beschriebenen klassischen Theismus mit dem christlichen Glauben an Trinität und Menschwerdung zusammendenken lässt und ob eben diese wichtigen Glaubensüberzeugungen nicht doch eine Revision eines metaphysischen Gottesbegriffes notwendig machen.

Wie erarbeitet man sich derartige und vergleichbare Fragen? Analytische Theologie ist eine Mixtur aus systematischer Theologie und philosophischer Theologie und Metaphysik; die empirische Erforschung bestimmter Glaubensüberzeugungen und der sie verändernden Faktoren ist (noch) nicht ihr Fokus. Deshalb sind die Methoden analytischer Theologie so

ähnlich wie die Methoden analytischen Philosophierens und spekulativer Theologie überhaupt: Sie bedient sich begrifflicher Überlegungen und orientiert sich an traditionellen und modernen Klassikertexten. Dieses Vorgehen spiegelt sich an verschiedenen Dissertationen, die direkt im oder im Umkreis des Projektes entstanden sind und entstehen: Wie verhält sich Gott zu abstrakten, ewigen Objekten (wie Universalien, Propositionen oder Zahlen)? Kann man sich vorstellen, dass Gott derartig notwendige Entitäten erschaffen hat? (Nein, kann man nicht; denn dann wären sie nicht notwendig. Aber Gottes Aseitität, d. h. seine radikale Unabhängigkeit, verbietet eigentlich, dass etwas Notwendiges außer ihm existiert.) Gibt es in der islamischen Theologie Spiegelungen einer ähnlichen Problemlage: nämlich der Spannung zwischen personalem und klassischem Theismus und einer gewissen Affinität zwischen dem klassischen Theismus und so genannten Non-Standard-Konzeptionen? (Ja, die gibt es – wenn man sich nur mal die Spannungen in den Gotteskonzepten bei Avicenna, Al Ghazali und Al Surawardi vor Augen führt.) Lässt sich der Wunderbegriff in eine naturalistische und mit dem Theismus versöhnte Weltsicht integrieren? (Ja, unter bestimmten Voraussetzungen schon; die Heranziehung des naturphilosophisch berühmten Emergenzbegriffes kann hier einen Ausweg weisen.) Oder sollten wir allen konkreten Religionen gegenüber eine eher skeptische Haltung einnehmen und lieber einen bloß abstrakten Gottesbegriff verfechten, der sich am Ende unserer kognitiven Evolution als Menschheit vielleicht erst adäquat fühlen lässt? (Nun ja, eine solche Haltung wäre nur dann angebracht, wenn Religion und Wissenschaft auf derselben Ebene anzusetzen wären.)

Natürlich kann ein dreijähriges Projekt keine abschließenden Antworten auf solche und andere Fragen formulieren; gerade die religionswissenschaftlichen Detailfragen zu den tatsächlichen Verästelungen von Gottesbegriffen allein in den abrahamitischen Religionen macht Anschlussprojekte ebenso sinnvoll wie dringlich. Die ersten Ergebnisse des Regensburger Projektteils lassen aber schon jetzt den durchaus optimistischen Schluss zu, dass der oft verfemte (weil als starr und zu metaphysisch apostrophierte) klassische Theismus wandlungs- und anpassungsfähiger ist, als man gemeinhin annimmt.

### Literatur

Georg Gasser, Ludwig Jaskolla, Thomas Schärtl (Hrsg.), Handbuch für Analytische Theologie. STEP 11. Münster: Aschendorff Verlag, 2017.

Thomas Marschler, Thomas Schärtl (Hrsg.), Gottes Eigenschaften. Ein Gespräch zwischen analytischer Philosophie und systematischer Theologie. STEP 6. Münster: Aschendorff Verlag, 2016.

Thomas Marschler, Thomas Schärtl (Hrsg.), Herausforderungen und Modifikationen des klassischen Theismus, Band 1: Trinität. STEP 17/1. Münster: Aschendorff Verlag, 2019.

Thomas Schärtl, Christian Tapp, Veronika Wegener (Hrsg.), Rethinking the Concept of a Personal God. Classical Theism, Personal Theism, and Alternative Concepts of God. STEP 7. Münster: Aschendorff Verlag 2016.

Thomas Schärtl, Gott denken – Gott glauben. Philosophisch-theologische Grenzfragen. Regensburg: Pustet Verlag, 2019.



Foto © UR/Roswitha Kerzbröcher

Prof. Dr. **Thomas Schärtl-Trendel**, geboren 1969, Studium der Theologie und Philosophie in Regensburg und München. 2001 Promotion zum Dr. theol. in Tübingen, 2007 Habilitation zum Dr. phil. habil. an der Hochschule für Philosophie in München. Von 2006 bis 2009 Assistent Professor of Systematic Theology an der Catholic University in Washington D.C., 2009 bis 2015 Professor für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg, seit 2015 Inhaber des Lehrstuhls für Philosophische Grundfragen der Theologie an der Universität Regensburg.

**Forschungsschwerpunkte:** Philosophische Theologie, Religionsphilosophie, Gotteslehre, Metaphysik, Erkenntnistheorie.

## Spotlight

# Wie alt werden Pflanzen? Warum sterben sie?

Peter Poschlod und Sergey Rosbakh

Die Arnika ist eine bemerkenswerte Pflanze. Wenn die Standortbedingungen – wie offene, magere und bodensaure Rasen oder Heiden – stimmen, dann kann sie trotz ungeeigneter Landnutzung/Pflege und fehlender Verjüngung über Samen überleben (*Spotlight zur Echten Arnika in Blick in die Wissenschaft, Heft 38, 2018*). Ihr klonales Wachstum (vegetative Vermehrung über unterirdische Sprosse = Rhizome) machte es möglich. Pflanzenklone können theoretisch unendlich alt werden. Der nachweislich bisher größte und wahrscheinlich älteste Pflanzenklon bedeckt fast einen halben Quadratkilometer in der Region Fishlake des US-Bundesstaates Utah und besteht aus etwa 47 000 Stämmen der amerikanischen Zitterpappel (*Populus tremuloides*). Er wird auf mehr als 10 000 Jahre alt geschätzt (Mock et al. 2008). Wegen seiner Größe wird er »Pando« (von lateinisch *pandere* = ausbreiten) genannt. Genetische Untersuchungen offenbarten die Ausdehnung des Klons. Mit Hilfe der vegetativen Wachstumsgeschwindigkeit wurde dann das Alter grob geschätzt. Der älteste Klon Europas, der bisher nachgewiesen wurde, gehört zur Krummsegge (*Carex curvula*), die in den Zentralalpen oberhalb der Waldgrenze in alpinen Rasen wächst. Die Altersberechnung des Klons ergab etwa 2000 Jahre (siehe Schweingruber & Poschlod, 2005).

Wie alt kann aber eine Pflanze, die sich nicht vegetativ, sondern nur über Samen vermehren kann, werden? Wenn wir an das Alter solcher nicht-klonaler Pflanzen denken, denken wir zuallererst an Bäume. Ihr Alter lässt sich mit Hilfe von Jahresringen genau bestimmen, so denn der innere Teil des Baumes nicht bereits vermorscht bzw. hohl ist. Die ältesten Bäume auf unserer Erde sind Koniferen. Die Langlebige Kiefer (*Pinus longaeva*) kann ein Alter von über 4800 Jahren (White Mountains, Kalifornien) erreichen, die Patagonische Zypresse (*Fitzroya cupressoides*) kann mehr als 3600 Jahre alt werden und der Riesenmammutbaum (*Sequoiadendron giganteum*) mehr als 3200 Jahre [1]. In Europa gilt als ältester Baum die in einigen Gebirgen des Balkans und in Süditalien vorkommende Schlangenhautkiefer (*Pinus heldreichii*). Im süditalienischen Nationalpark Pollino können sie über 1200 Jahre alt werden (eine Datenbank alter Bäume verzeichnet <http://www.rmtr.org/oldlist.htm>).



1 Der Riesenmammutbaum (*Sequoiadendron giganteum*) kann über 3000 Jahre alt werden. Der hier abgebildete Baum wird »General Grant« genannt. Er gehört vom Volumen zu den drei größten Pflanzenindividuen der Erde.

Foto: Peter Poschlod

Während für viele Holzarten kühler Klimata, in denen in der Regel Jahresringe ausgebildet werden, Daten zu ihrem maximalen Alter vorliegen, wussten wir bis vor kurzem nur sehr wenig zum Alter nicht-klonaler, krautiger Pflanzen, außer dass einjährige, zweijährige und mehrjährige Pflanzen unterschieden wurden. Zwar schrieb schon 1929 der »Vater« der Forschung zur Lebensdauer von Pflanzen, der österreichische Botaniker Hans Molisch, dass manche Kräuter Jahresringe aufweisen können, diese galten aber eher als Ausnahme: »...in a very few cases herbaceous plants develop annual growth rings« (Harper, 1977 in Schweingruber & Poschlod, 2005). Erst eine umfangreiche Studie im neuen Jahrtausend zeigte, dass Jahresringe bei krautigen Arten (nur zweikeimblättrige Arten!) eher die Regel als die Ausnahme sind [2]. Sie sind meist nur in einem kleinen Abschnitt der Pflanze, dem Wurzelhals (Übergang vom Spross zur Wurzel), zu finden. Von über 700 untersuchten Pflanzenarten der mitteleuropäischen Flora wiesen nur etwas weniger als 10 % keine Jahresringe auf (Schweingruber & Poschlod, 2005). Dabei zeigte sich, dass es eine Gruppe von Arten gab, die in der Regel bis zu maximal zehn Jahre alt wurden und eine andere Gruppe von Arten, die bis zu 20 Jahre alt werden konnten, in wenigen Fällen auch mehrere

Jahrzehnte. Die ältesten Individuen fanden sich in alpinen Lebensräumen bei der Herzblättrigen Kugelblume (*Globularia cordifolia*; 60 Jahre), beim Alpen-Klee (*Trifolium alpinum*; 50 Jahre), dem Schweizer Labkraut (*Galium megalospermum*; 35 Jahre) und dem Alpen-Frauenmantel (*Alchemilla alpina*; 34 Jahre).

Das Vorkommen besonders alter Pflanzen in den Alpen warf die Frage auf, ob Arten an extremen Standorten (in den Alpen geringere Jahresmitteltemperaturen und kürzere Vegetationsperiode) älter werden. Eine erste Auswertung nicht systematisch erhobener Daten von Schweingruber & Poschlod (2005) ergab bereits, dass Arten in kühleren Gefilden und an nährstoffarmen Standorten wahrscheinlich älter werden als unter warmen und nährstoffreichen Bedingungen. Was den Feuchtigkeitsgehalt des Bodens anbetraf, wurden dagegen Arten auf trockenen und nassen Standorten weniger alt. Arten von Standorten mittlerer Bodenfeuchtigkeit erreichten das höchste Alter. Die erste detaillierte Studie und bisher einzige dieser Art bestätigte »endlich« diese Annahme (Rosbakh & Poschlod, 2018). In dieser Studie wurden zwei Pflanzenarten in Kalkmagerrasen untersucht, die vom Tiefland (350 m über Normalnull entspricht etwa 8,5°C Jahresmitteltemperatur) bis in die Hochlagen der Berchtesgadener Alpen (2300 m über Normalnull entspricht etwa 2,0°C Jahresmitteltemperatur) vorkamen. Die beiden Arten waren der Hornklee (*Lotus corniculatus*) und das Sonnenröschen (*Helianthemum nummularium*).

Vom Hornklee konnten 18, vom Sonnenröschen 14 Populationen entlang des Höhengradienten untersucht werden. In jeder Population wurden die zehn bis 20 größten (und in der Regel ältesten) Individuen entnommen und deren Alter bestimmt. Aus Abbildung 3 ist ersichtlich, dass das Durchschnittsalter (jeder Punkt stellt den Mittelwert des Alters der größten Individuen einer Population dar) in kühleren Klimata bzw. höheren Lagen älter (bis über doppelt so alt) als in wärmeren Klimata bzw. tieferen Lagen werden. »Endlich« deshalb, da dies die erste konsequente Studie ist, die den Nachweis für die von Molisch bereits im Jahre 1929 aufgestellte Hypothese der Ursache für den Tod von mehrmals blühenden, mehrjährigen Pflanzen (neben Krankheitsbefall durch Pathogene; nur einmal blühende Arten sterben aufgrund hormoneller Regelung der Lebensspanne), nämlich den »Tod durch



Foto: Peter Poschlod

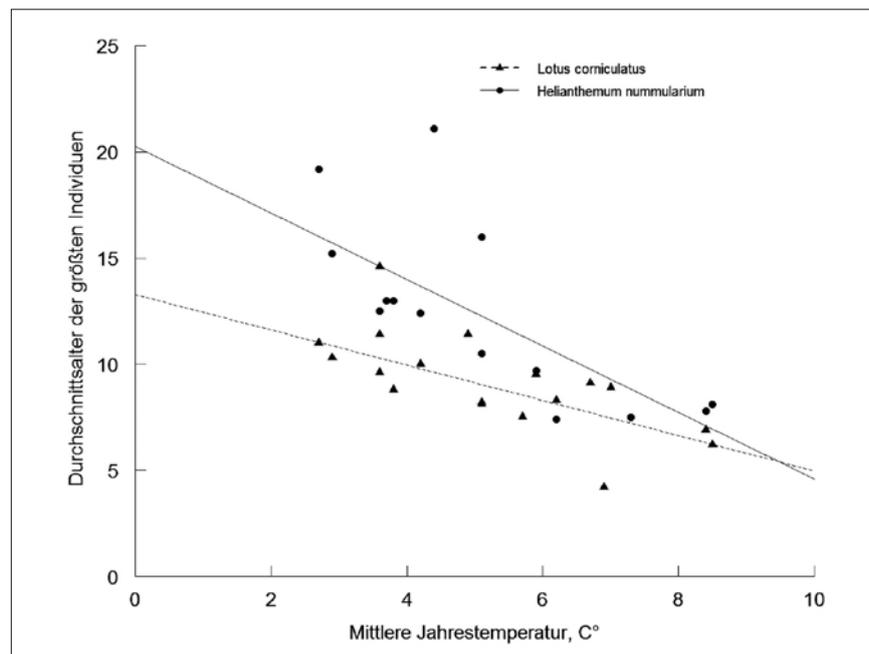


Foto: Michaela Adlmüller

2 Die krautige Sandgrasnelke (*Armeria maritima* ssp. *elongata*) kann bis zu 20 Jahre alt werden: Links ein Individuum in einem Sandmagerrasen südlich Nürnberg. Das rechte Bild zeigt den Querschnitt durch den Wurzelhals mit deutlich sichtbaren Jahresringen, mit weitlumigen Gefäßen im Frühjahr und englumigen im Herbst (Alter 17 Jahre).

Verhungern«, erbringt. Diese Hypothese, die sich noch heute ohne wirklichen Nachweis in den Lehrbüchern findet, besagt, dass Pflanzen deshalb sterben, weil die Bil-

dung der unterirdischen Wurzelbiomasse irgendwann nicht mehr ausreicht, um die kontinuierlich zunehmende oberirdische Biomasse zu ernähren. Wächst eine Pflanze



3 Durchschnittsalter der 10 bis 20 größten Individuen (an einem Standort) des Gemeinen Sonnenröschens (*Helianthemum nummularium*) und des Hornklees (*Lotus corniculatus*) entlang eines Höhengradienten in den Berchtesgadener Alpen.

Grafik der Autoren; modifiziert, nach Sergey Rosbakh, Peter Poschlod, Killing me slowly: Harsh environment extends plant maximum life span. Basic and Applied Ecology 28 (2018), S. 17–26.

langsamer, was sie in kühleren Klimata oder kurzen Vegetationsperioden tut, bildet sie weniger oberirdische Biomasse und kann deshalb älter werden! [3]

Je älter eine Pflanze werden kann, desto eher ist die Chance gegeben, dass einmal gebildete Samen erfolgreich keimen und sich etablieren können. Dies ist in unserer mitteleuropäischen, sich immer schneller

wandelnden Kulturlandschaft ein Überlebensvorteil. Tatsächlich zeigte eine Studie in einem unserer artenreichsten Lebensräume, dem Kalkmagerrasen, dass kurzlebige bzw. mehrjährige, nicht klonale Pflanzen seltener und stärker gefährdet sind, als mehrjährige, klonale Arten (Römermann et al., 2008). Was dies für die Naturschutzpraxis bedeutet, wird in einem der nächsten Spotlights behandelt werden.



Foto © privat

Prof. Dr. **Peter Poschlod** studierte Biologie an der Universität Ulm, promovierte an der TUM-Weihenstephan und habilitierte sich an der Universität Hohenheim im Fach Landschafts- und Pflanzenökologie. Von 1994 bis 2001 war er Professor für Wissenschaftlichen Naturschutz an der Philipps-Universität Marburg. Seit 2001 hat er den Lehrstuhl für Ökologie und Naturschutzbiologie am Institut für Pflanzenwissenschaften der Universität Regensburg inne. Seine **Forschung** reicht von paläoökologischen Fragestellungen über die Vegetationsökologie, Populationsbiologie der Pflanzen und Ökologie der Samen und Pollen bis hin zur Landschaftsökologie und zum Naturschutz (Arten- und Biotopschutz, Landschaftspflege, Renaturierung).



Foto © Lis Roos

Dr. **Sergey Rosbakh** studierte Biologie an der Universität Irkutsk (Russland) und kam über den DAAD als Stipendiat im Jahre 2009 an die Universität Regensburg. Hier schloss er im Jahre 2014 seine Promotion ab. Zurzeit arbeitet er an seiner Habilitation am Lehrstuhl für Ökologie und Naturschutzbiologie der Universität Regensburg. Seine **Forschungsschwerpunkte** sind verschiedene Aspekte der Biologie und Ökologie der Pflanzen, Vegetationsökologie und die Auswirkungen des globalen Wandels auf alpine Ökosysteme.

## Literatur

Karen E. Mock, Carol. A. Rowe, Mevin B. Hooten, Jennifer Dewoody, Valerie D. Hipkins, Clonal dynamics in western North American aspen (*Populus tremuloides*). *Molecular Ecology* 17 (2008), S. 4827–4844.

Hans Molisch, *Die Lebensdauer der Pflanze*, Jena: Gustav Fischer, 1929.

Christine Römermann, Oliver Tackenberg, Ann-Kathrin Jackel, Peter Poschlod, Eutrophication and fragmentation are related to species' rate of decline but not to species rarity – Results from a functional approach. *Biodiversity and Conservation* 17 (2008), S. 591–604.

Sergey Rosbakh, Peter Poschlod, Killing me slowly: Harsh environment extends plant maximum life span. *Basic and Applied Ecology* 28 (2018), S. 17–26.

Fritz Schweingruber, Peter Poschlod, Growth rings in herbs and shrubs: life span, age determination and stem anatomy. *Forest Snow and Landscape Research* 79 (2005), S. 195–415.

 **Fraunhofer**  
IIS

SCHON IM ERSTEN JOB  
EIGENVERANTWORTLICH FORSCHEN  
GEHT NICHT.

**DOCH.**

Durch praxis- und projektbezogene Arbeit hast Du auch schon im Studium bei uns beste Chancen, Dich weiter zu entwickeln.

[www.iis.fraunhofer.de](http://www.iis.fraunhofer.de)

## Interview

## Neue Quantenwelt

## Für seine bahnbrechende Forschung erhält der Physiker Rupert Huber den Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis 2019

Oliver Tepner

Am 13. März 2019 verlieh die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) im Festsaal der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in Berlin ihre diesjährigen Leibniz-Preise. Die mit jeweils 2,5 Millionen Euro dotierten Forschungsförderpreise werden oft als »deutsche Nobelpreise« beschrieben. 2019 wurden insgesamt zehn herausragende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus allen Disziplinen geehrt – unter ihnen der Regensburger Physiker Rupert Huber. Der Leibniz-Preisträger studierte von 1994 bis 1999 Physik an der Technischen Universität München (TUM) und wurde dort auch promoviert. Seine Forschungskarriere führte ihn nach Hongkong, Berkeley und Konstanz, ehe er 2010 einen Ruf auf eine Professur für Physik an der Universität Regensburg erhielt. International bekannt wurde Professor Huber mit seinen Arbeiten zur Ultrakurzzeitphysik.

Oliver Tepner, Professor für Didaktik der Chemie an der Universität Regensburg und Beiratsmitglied des »Blicks in die Wissenschaft«, hat mit dem Leibniz-Preisträger über Forschung, Lehre und Persönliches gesprochen.

*Oliver Tepner: Nach über 20 Jahren und erst zum dritten Mal überhaupt darf die Universität Regensburg einen ihrer Forscher zum Leibniz-Preis beglückwünschen. Stellen Sie uns doch bitte kurz dar, wie Sie die Nachricht erhalten und aufgenommen haben.*

Rupert Huber: Die Situation war echt lustig. Ich war mitten in der Vorlesung und schrieb zufällig gerade das sogenannte

Bloch'sche Beschleunigungstheorem an die Tafel. Es beschreibt, wie Elektronen durch Festkörper beschleunigt werden können und ist eine wichtige Grundlage für unsere Forschung. Plötzlich begann mein Handy zu klingeln. Das war mir noch nie passiert; normalerweise stelle ich es zur Vorlesung immer auf stumm. Wäre es das Telefon eines Studenten gewesen, hätte ich sicher eine spitze Bemerkung auf der Zunge gehabt. Umso mehr freuten sich meine Zuhörer über meinen ehrlichen Lapsus. Als ich beim Rückruf nach der Vorlesung von der Deutschen Forschungsgemeinschaft erfuhr, dass ich den Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis

2019 erhalten sollte, hat es mir erst mal die Sprache verschlagen. Die Statistik der Leibniz-Preise in Regensburg war mir zu diesem Zeitpunkt nicht bekannt, aber es war mir schon klar, dass dies eine Wahnsinnsehre ist. Physik und zumal Experimentalphysik ist aber Team sport. Daher trifft die Auszeichnung nicht nur mich, sondern auch das Team, unsere Kooperationspartner, die Fakultät und die Universität als Ganzes, die jeweils einen erheblichen Teil zu diesem Gemeinschaftserfolg beigetragen haben.

*Während die Nachricht, dass Sie einer der Leibniz-Preisträger dieses Jahres*



Foto © DFG

1 Bei der Verleihung des Gottfried Wilhelm Leibniz-Preises am 13. März 2019 in Berlin: Der Regensburger Physiker Prof. Dr. Rupert Huber (r.) mit dem Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Prof. Dr. Peter Strohschneider.

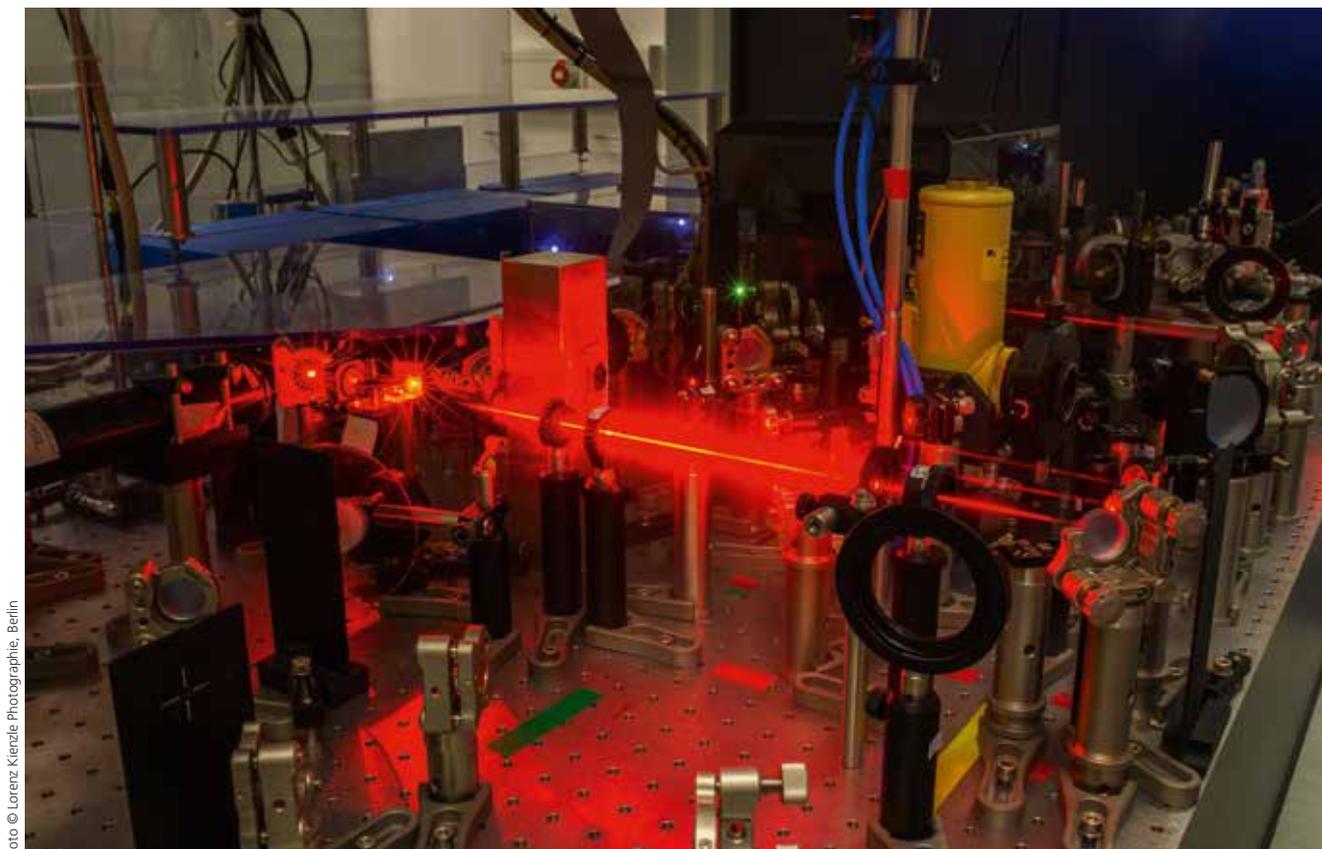


Foto © Lorenz Kienzle Photographie, Berlin

2 Blick in ein Ultrakurzzeit-Laserlabor in der Arbeitsgruppe von Prof. Dr. Rupert Huber.

*sind, den meisten Naturwissenschaftlern eine Vorstellung von der Exzellenz Ihrer Arbeiten vermittelt, ist dies bei Studierenden und Kollegen anderer Disziplinen möglicherweise nicht der Fall. Beschreiben Sie uns doch bitte, was das Herausragende Ihrer Forschungen aus-*

*macht und wofür Sie den Preis konkret erhalten haben.*

Elektronen, Atome und Moleküle bewegen sich unvorstellbar schnell. Wie solche Bewegungen im Nanokosmos neue Funktionalitäten von Materie im Makrokosmos hervorbringen können, ist die große Frage unserer Disziplin. Wir entwickeln Kameras, mit denen man solche Bewegungen in milliardenfacher Zeitlupe verfolgen und kontrollieren kann. Unser besonderer Ansatz ist, dass wir das schwingende Lichtfeld intensiver Laserimpulse als ultraschnelle Wechsellspannung verwenden, um Elektronen durch Festkörper und Moleküle zu treiben. Man nennt das Lichtwellen-Elektronik. Dabei treten die seltsamen Gesetzmäßigkeiten der Quantenphysik zutage. Während man Elektronen beschleunigt, können sie zum Beispiel unerwartete Quantensprünge oder Schwingungen ausführen, oder sie durchtunneln Barrieren, die sie in der klassischen Physik nicht überwinden könnten. So erforschen wir eine völlig neue Quantenwelt, die auch spannende Anwendungsperspektiven hat.

*Welche Implikationen könnten Ihre grundlegenden Arbeiten für unser tägliches Leben haben?*

Fragen etwa, wie sich Elektronen in einem Festkörper maximal schnell beschleunigen lassen, oder wie man Quantenphysik geschickt nutzen könnte, damit ein Elektron mehr Information tragen kann und im Stromfluss kaum Wärme erzeugt, sind von zentraler Bedeutung für schnellere, grünere Computer der Zukunft. Die Natur nutzt ultraschnelle Quantenphysik wie selbstverständlich und erreicht dabei aberwitzig hohe Effizienzen etwa bei der Photosynthese. Verstünden wir die Wirkung nanoskaliger Dynamik auf unsere makroskopische Welt ähnlich gut, dann könnten wir dieses Wissen auch für höchsteffiziente Solarzellen oder verlustfreie Stromtrassen der Zukunft einsetzen.

*Wann hat sich Ihr Interesse für Physik entwickelt?*

Vermutlich schon als kleines Kind. Ich hatte das große Glück, mit Geschwistern auf dem Land aufzuwachsen, wo uns die Physik ganz natürlich begegnete – sei es in den Hebelgesetzen, die beim Zerlegen eines Differenzialgetriebes augenfällig werden, oder im Lichtbogen, den man am Weidezaun so schön provozieren konnte. Unsere Neugierde wurde durch die Faszination unserer Eltern für physika-

### Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis

Der Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) wurde 1985 eingerichtet und gilt als der wichtigste deutsche Forschungsförderpreis. 1986 erhielt ihn unter anderem der Philosoph Professor Dr. Jürgen Habermas. Der Leibniz-Preis soll die Arbeitsbedingungen herausragender Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verbessern, ihre Forschungsmöglichkeiten erweitern, sie von administrativem Arbeitsaufwand entlasten und ihnen die Beschäftigung besonders qualifizierter jüngerer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler erleichtern.

lich-technische Fragen ganz authentisch gefördert.

### **Was war für Sie das prägendste Ereignis Ihres Physikunterrichts?**

Die konkrete Idee, später Physik verfolgen zu wollen, kam wahrscheinlich im Chemieunterricht in der Schule auf. Da haben wir nämlich erstmals über Molekülorbitale gesprochen und davon, dass die von uns wahrnehmbare Welt eigentlich ihren Ursprung in der mikroskopischen Quantenwelt hat. Später kam das in der Physik im Bohr'schen Atommodell nochmal etwas rigoroser. Die daran anschließenden Ideen und die zugehörige Mathematik haben mich so fasziniert, dass ich mich wie meine beiden Brüder später tatsächlich auf ein Physikstudium festgelegt habe.

### **Was machen Sie in Ihrer Freizeit, wenn Sie nicht Forschung oder Lehre im Blick haben?**

Ich habe eine bezaubernde Familie. Wenn ich nicht gerade forsche oder lehre, erforsche ich am liebsten die Welt nochmal neu mit unseren Kindern und lerne von ihnen oder musiziere gemeinsam mit ihnen. Ich habe als Kind Klavier und später Kirchenorgel spielen gelernt – letzteres übrigens in der Heimatgemeinde des ehemaligen

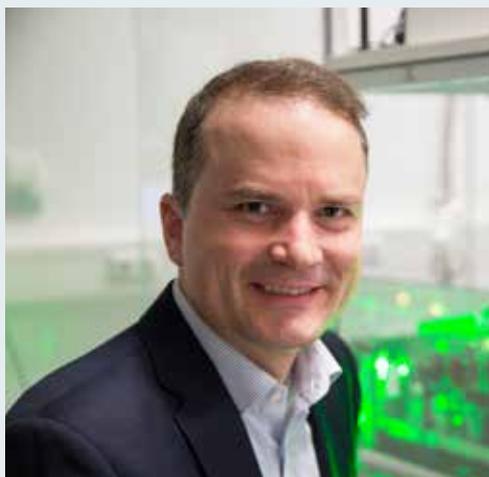


Foto © UR

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft würdigte **Rupert Huber** für dessen herausragende experimentelle Arbeiten in der Terahertz- und Festkörperphysik im Grenzbereich zwischen Optik und Elektronik. Bekannt wurde der Wissenschaftler mit seinen Forschungen zur Lichtwellen-elektronik, deren innovative Kernidee darin besteht, atomar starke Lichtfelder als Wechsellspannung in Festkörpern zu verwenden, um so vollkommen neuartige Quantenphänomene auf

kürzesten Zeitskalen zu betrachten. Diese grundlegende Forschung könnte in Zukunft etwa in superschnellen atomar auflösenden Mikroskopen oder in der Quanteninformationsverarbeitung verwendet werden.

Rupert Huber gelang es erstmals, die sehr schnelle Ladungsdynamik in Festkörpern in Wechselwirkung mit starken Lichtfeldern zu untersuchen: Er fand heraus, dass die Energie der Elektronen innerhalb einer sehr kurzen Zeitspanne nach ihrer Anregung durch das starke Lichtfeld nicht eindeutig zu bestimmen ist; die Elektronen befinden sich stattdessen in oszillierenden Mischzuständen, die sich je nach Richtung des Lichtfelds gegenseitig auslöschen oder verstärken.

Der Wissenschaftler konnte zudem – analog zu Kollisionsexperimenten in Elementarteilchenbeschleunigern – sogenannte Quasiteilchen in Festkörpern gezielt miteinander kollidieren lassen. Diese Kollisionen führen zu ultrakurzen Lichtblitzen, die wiederum Rückschlüsse auf die Struktur der Quasiteilchen zulassen. Zuletzt konnte der Physiker eine durch Lichtwellen ausgelöste Molekülbewegung in einem atomaren Zeitlupenfilm festhalten.

### **Weitere Auszeichnungen**

2019 Fellow der Optical Society of America

2016 Preis für gute Lehre des Freistaats Bayern

2012 ERC Consolidator Award des Europäischen Forschungsrats

seit 2012 elf Mal Preis für gute Lehre der Fakultät Physik der Universität Regensburg

2009 Rudolf-Kaiser-Preis des Stifterverbands für die deutsche Wissenschaft

2006 bis 2013 Emmy Noether-Nachwuchsgruppe der Deutschen Forschungsgemeinschaft

seit 2006 vier Rufe auf Professuren an deutschen Universitäten

2004 Feodor Lynen-Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung

1993 bis 1998 Hochbegabten-Stipendium des Freistaats Bayern

Papstes Benedikt XVI., der mir auch gelegentlich über den Weg gelaufen ist. Gut bin ich inzwischen nicht mehr darin, aber zum Spielen mit den Kindern reicht's.

**Neben Ihren Arbeiten als Forscher scheint Ihnen die Vermittlung von Physik sehr am Herzen zu liegen. Regelmäßig wird Ihre Lehre von Ihren Studierenden als hervorragend bewertet, sodass eine Vielzahl der Lehrpreise der Physikfakultät an Sie verliehen wurden. Was macht Ihrer Erfahrung nach gute Lehre an der Hochschule aus?**

Das ist eigentlich die höchste Auszeichnung, die ich als Hochschullehrer bekommen kann, und ich freue mich über jeden Lehrpreis wie über meinen ersten – insbesondere, weil die Konkurrenz in Regensburg sehr stark ist. An den guten Vorlesungen, die ich als Student selbst besucht habe, schätze ich drei Erfolgsfaktoren besonders: Motivation, Motivation

und nochmals Motivation. Interessanterweise können wir ja als kleine Kinder schiere Wunder vollbringen, wenn wir motiviert sind. Wir lernen in kürzester Zeit laufen, sprechen und schreiben – wenn wir verstehen, wozu das gut sein soll. Ich bin überzeugt, dass wir auch als Erwachsene über uns hinauswachsen können, wenn wir das nur wollen. Daher sehe ich meine Hauptaufgabe darin, bei den Studierenden das nötige Problembewusstsein zu wecken und gerade so viel Hilfestellung zu geben, dass sie die Herausforderung selbstständig meistern können. Wenn mir das ab und zu gelingt, bin ich stolz.

### **Ergänzende Hinweise**

<http://www.physik.uni-regensburg.de/forschung/huber/home.html>

[https://www.dfg.de/geoerderte\\_projekte/wissenschaftliche\\_preise/leibniz-preis/2019/huber/index.jsp](https://www.dfg.de/geoerderte_projekte/wissenschaftliche_preise/leibniz-preis/2019/huber/index.jsp)

## Spotlight

## »Big Data« auch im Wald

Lisa Hülsmann

Wälder sind ein zentraler Bestandteil der Landschaft und bieten neben Rohstoffen auch Erholungsmöglichkeiten und Schutz vor Naturgefahren. Sie verdienen daher unsere Wertschätzung und besonderen Schutz. Aus den Reihen der Wissenschaft wird laufend und mit Nachdruck auf die zumeist negativen Auswirkungen des Klimawandels auf Wälder und andere Ökosysteme hingewiesen (Lindner et al., 2014). So hinterließ der trocken-heiße Sommer im Jahr 2018 deutliche Spuren in den Wäldern. Solche Bilder mögen die eine oder den anderen an die frühen 80er Jahre erinnern. Forstwissenschaftler warnen damals vor einem drohenden Waldsterben, ausgelöst durch schwefel- und stickoxidhaltige Abgase aus Industrie und Verkehr. Die Debatte um das Waldsterben schlug große Wellen in der Öffentlichkeit und ebnete den Weg für eine europaweite Regulation von Schwefeleinträgen. Zur gleichen Zeit wurde in weiten Teilen Europas ein jährliches Monitoring zur Erfassung von Waldschäden ins Leben geru-

fen. Die erhobenen Daten belegten, dass eine dramatische Zunahme der Waldschäden tatsächlich ausblieb (Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft BMEL, 2018). Es war jedoch schwierig, die Schäden möglichen Ursachen wie Luftverschmutzung, Trockenheit, Frost oder Stürmen zuzuschreiben. Um solche Fragen besser beantworten zu können, wurde das Monitoring an ausgewählten Standorten intensiviert.

Die Daten dieses forstlichen Umweltmonitorings sind nicht die einzigen Informationen, die heute über Europas Wälder vorliegen. Nationale Waldinventuren geben Auskunft über die Baumartenvielfalt, den Altersaufbau, sowie Holzvorrat und Holznutzung der Wälder. **[1]** Spezielle Inventurprogramme untersuchen die Dynamik in unbewirtschafteten Wäldern oder den Einfluss von Waldbewirtschaftungsformen auf die Produktivität. Zudem liefern Fernerkundungsmethoden Waldinformationen auf großer Fläche. Weitere wertvolle Datenquellen sind Jahr-

ringe, also an Bohrkernen gemessene jährliche Zuwächse, und kontrollierte Experimente in Versuchsgärten und in Wäldern. Viele dieser Datensätze umfassen mittlerweile mehrere Jahrzehnte; andere reichen sogar mehr als 100 Jahre zurück. Auch die Datenmenge nimmt ständig zu: allein die deutsche Bundeswaldinventur umfasst circa 420 000 Bäume. Dennoch sind klassische Walddaten im Vergleich zu typischen Big-Data-Quellen wie Social Media vergleichsweise klein. Was Walddaten allerdings mit Big Data gemeinsam haben, ist die Vielfalt der Datenquellen und enthaltenen Informationen. In Zukunft wird auch das Volumen der Walddaten durch hochauflösende Methoden wie das Laser-scanning immens steigen.

Vor dem Hintergrund des Klimawandels kommt langfristigen und großflächigen Daten eine besondere Bedeutung zu: Walddaten können zur Kalibrierung und Validierung von Waldmodellen verwendet werden, die das wichtigste Vorhersageinstrument für Wälder im Klimawandel darstellen. Langfristige Vorhersagen sind für Wälder besonders wichtig, da Maßnahmen zur Anpassung aufgrund der langen Lebensdauer von Bäumen frühzeitig ergriffen werden müssen. In Anbetracht der zunehmenden Datenverfügbarkeit und des großen Bedarfs an robusten Vorhersagen der Waldentwicklung ist es daher von vorrangigem Interesse, existierende Walddaten geschickt zu kombinieren und für die Weiterentwicklung von Waldmodellen nutzbar zu machen.

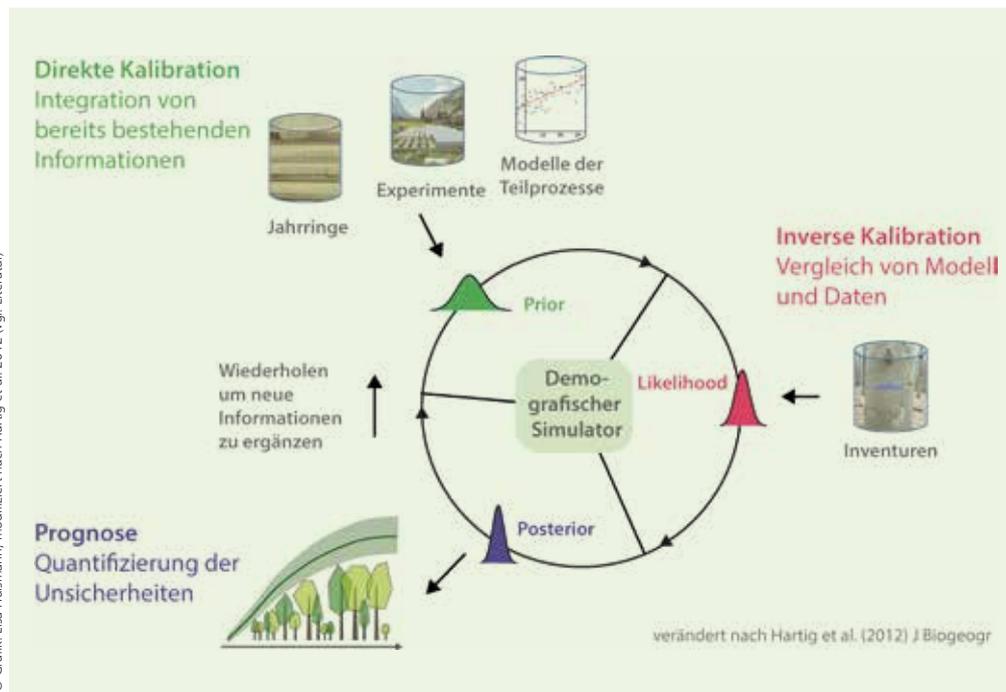
Dies ist auch das Ziel einer im Herbst 2018 gegründeten Juniorforschungsgruppe, die vom Bayerischen Klimafor-

**1** Der Wald der Zukunft sollte, wie auf diesem Bild, vielfältig sein und Risiken wie Trockenheit oder Insektenbefall auf mehrere Baumarten verteilen. Derzeit dominiert jedoch oft eine Baumart die Waldbestände. Besonders häufig sind Reinbestände der trockenheitsempfindlichen Fichte.



© Lisa Hülsmann

schungsnetzwerk bayklif gefördert wird. Das bayklif-Netzwerk soll dazu beitragen, verlässliche Vorhersagen der Auswirkungen des Klimawandels und darauf abgestimmte Anpassungsstrategien für Bayern zu entwickeln. Im Zentrum der Regensburger Juniorforschungsgruppe steht ein Waldsimulator, der Wachstum, Mortalität und Verjüngung der Bäume in Abhängigkeit von klimatischen Einflüssen und biotischen Interaktionen beschreibt. Waldmodelle benötigen typischerweise zahlreiche Parameter, zum Beispiel artspezifische Wachstumsraten sowie Parameter, die die Abhängigkeit der Raten von Klima und Lichtverhältnissen quantifizieren. Diese Parameter werden im Rahmen der Juniorforschungsgruppe mit umfangreichen Walddatensätzen aus ganz Europa kalibriert. Da aber sehr verschiedene Datentypen miteinander kombiniert werden sollen, sind neben einer Homogenisierung der Daten moderne Methoden der Datenassimilation nötig. Daher verwenden wir Bayes'sche Methoden, die auch die inverse Kalibration von Parametern erlauben (Hartig et al., 2012). Das heißt, die Parameter werden so festgelegt, dass die simulierten Wälder die beobachteten Wälder möglichst gut abbilden. [2] Dafür



© Grafik: Lisa Hülsmann, modifiziert nach Hartig et al. 2012 (vgl. Literatur)

2 Flexible Datenassimilation mit Bayes'schen Methoden.

müssen keine direkten Beobachtungen eines Parameters vorliegen. Die Suche nach geeigneten Parameterkombinationen erfolgt iterativ, so dass das Vorgehen sehr rechenintensiv ist. Viele existierende Waldmodelle haben dafür zu lange Laufzeiten. Wir wollen mit unserem Projekt dazu beitragen, in der Waldmodellierung eine neue Phase einzuläuten und zukünftige Modelle viel stärker und direkter an Daten zu koppeln, so wie dies bei Wettermodellen bereits der Fall ist. Von diesem Ansatz versprechen wir uns sowohl robustere Vorhersagen der Waldentwicklung als auch ein besseres Prozessverständnis.

In der Schlussphase des fünfjährigen Projektes werden mithilfe des Waldsimulators und verschiedenen Klimaszenarien zukünftig mögliche Waldbilder evaluiert. Die Ergebnisse dieser Simulationen sollen dann in konkrete Handlungsstrategien für die forstliche Praxis übersetzt werden. Das Forschungsvorhaben kann somit zur langfristigen Erhaltung der Nutz- und Schutzfunktionen der Wälder beitragen.

**Literatur**

Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft BMEL, Ergebnisse der Waldzustandserhebung 2017. Bonn, 2018.

Florian Hartig, James Dyke et al., Connecting dynamic vegetation models to data – an inverse perspective. Journal of Biogeography 39 (2012), S. 2240–2252.

Marcus Lindner, Joanne Fitzgerald et al., Climate change and European forests: What do we know, what are the uncertainties, and what are the implications for forest management? Journal of Environmental Management 146 (2014), S. 69–83.

Onlineresource: [www.bayklif.de](http://www.bayklif.de)

Flexible Datenassimilation mit **Bayes'schen Methoden**: Diese Vorgehensweise geht auf den Satz von Bayes zurück und erlaubt es, verschiedene Informationen miteinander zu kombinieren. Am Beispiel eines Parameters in einem Waldmodell, zum Beispiel einer Wachstumsrate, kann man sich die Modellkalibration folgendermaßen vorstellen: Der Parameter kann basierend auf Expertenwissen, Jahrringen und Experimenten bereits etwas eingegrenzt werden (Prior). Der Vergleich von Modellvorhersage und beobachteten Daten, zum Beispiel wie viel Holz in einem Wald steht, liefert die Likelihood, die darstellt, wie gut verschiedene Wachstumsraten zu den Daten passen. Kombiniert man die beiden Informationen erhält man den Posterior, eine Wahrscheinlichkeitsdichte, die angibt, wie wahrscheinlich verschiedene Wachstumsraten unter Berücksichtigung von Prior und Likelihood sind.



Foto © privat

Dr. **Lisa Hülsmann** studierte Waldökologie und Hydrogeologie an der Universität Göttingen und promovierte an der ETH Zürich zur Modellierung von Baum mortalität. Seit 2018 leitet sie an der Universität Regensburg eine Nachwuchsforschungsgruppe des Bayerischen Klimaforschungsnetzwerks bayklif. Das bayklif-Netzwerk soll dazu beitragen, verlässliche Vorhersagen der Auswirkungen des Klimawandels und darauf abgestimmte Anpassungsstrategien für Bayern zu entwickeln. Ihre **Forschungsschwerpunkte** sind Waldökologie, Populationsdynamik, Vegetationsmodellierung, Datenintegration und quantitative Methoden.

# Matelotage, manioc und maron

## Das *Dictionnaire étymologique des créoles français d'Amérique* als Spiegel von Sprach- und Kulturkontakten in der französischen Kolonialzeit

Ingrid Neumann-Holzschuh und Evelyn Wiesinger

»Romanistik unter Palmen« – diese scherzhafte Bezeichnung für die Kreolistik sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese Disziplin seit langem ein integraler Bestandteil der romanistischen Forschung und Lehre ist. Französische Kreolsprachen (FKS) haben sich in der Kolonialzeit in zwei durchaus exotischen Zonen entwickelt: im karibischen Raum sowie auf einigen Inseln im Indischen Ozean. Sie sind im Kontakt zwischen französischen Siedlern und vor allem schwarzafrikanischen Sklaven unter spezifischen soziohistorischen und soziodemographischen Bedingungen entstanden und gelten mithin als eigenständige Sprachen. Für die meisten FKS gibt es mittlerweile Grammatiken und Wörterbücher, einige sind standardisiert und haben wie auf den Seychellen und auf Haiti neben den europäischen Sprachen offiziellen Charakter. Nach wie vor beschäftigt die Kreolistik die Frage nach der Genese dieser Sprachen und die Erklärung ihrer spezifischen grammatischen und lexikalischen Strukturen. Das *Dictionnaire étymologique des créoles français d'Amérique* (DECA), entstanden in Bamberg und Regensburg, ist nicht nur das bislang einzige umfassende Wörterbuch der FKS der karibischen Zone, es erlaubt erstmals auch genauere Aussagen über die Zusammensetzung des frankokreolischen Wortschatzes. Wenn gleich die überwiegende Mehrheit der Wörter aus dem noch stark dialektal geprägten Umgangsfranzösischen der Kolonialzeit stammt, haben auch die afrikanischen und amerindianischen Kontaktsprachen ihre Spuren hinterlassen. Dies macht den Wortschatz der FKS zu einem sprachhistorischen Fenster der

besonderen Art und zu einem Spiegel der intensiven Sprach- und Kulturkontakte in den französischen Kolonien.

### Die Verbreitung der Frankokreolsprachen

Im Indischen Ozean wird Kreolisch auf der Insel La Réunion (ca. 850 000 Sprecher), auf Mauritius und Rodrigues (ca. 1,6 Mio. Sprecher) und auf den Seychellen (ca. 97 000 Sprecher) gesprochen; auf diesen Inseln ist Kreolisch die Alltagssprache von mehr als 90 % der Bevölkerung. Während Kreolisch auf den Seychellen seit 1978 neben Englisch und Französisch die dritte Amtssprache ist, ist die Amtssprache auf Mauritius Englisch, im Alltagsleben haben allerdings auch Französisch und verschiedene indische Sprachen eine starke Präsenz. Im administrativ zu Frankreich gehörenden *Département d'outre-mer* (D.O.M.) La Réunion beherrschen alle Kreolsprecher auch die Amtssprache Französisch, die Grenzen zwischen Kreolisch und Französisch sind ähnlich wie auf den französischen Antillen fließend.

In der Karibik ist Haiti das Land mit den meisten kreolophonen Sprechern (ca. 10 Mio.), dazu kommen noch etwa eine Million haitianische Emigranten in den USA und Kanada. Kreolisch ist die Umgangssprache der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung, nur die Elite des Landes (ca. 5 % der Gesamtbevölkerung) spricht im Alltag Französisch. Auf den Antillen wird Kreolisch in den französischen D.O.M. Guadeloupe (ca. 406 000 Sprecher) und Martinique (ca. 381 000 Sprecher) gesprochen. Auch hier überwiegt zwar im Alltag das Kreolische, die Amtssprache Franzö-

sich gewinnt allerdings zunehmend auch im informellen Bereich an Bedeutung; einsprachige Sprecher des Kreolischen gibt es auf diesen Inseln nicht mehr. Auf den Antilleninseln St. Lucia (ca. 174 000 Sprecher), Dominica (ca. 72 000 Sprecher) und Grenada (ca. 104 000 Sprecher) steht das Frankokreolische in einem diglottischen Verhältnis zum Englischen, die Sprecherzahlen sind dort jeweils rückläufig. Auf der Insel Trinidad wird *patwa* heute nur noch von sehr wenigen älteren Sprechern gesprochen. Zur amerikanischen Zone gehören auch die peripheren Gebiete Louisiana in den USA sowie das D.O.M. Französisch-Guayana auf dem südamerikanischen Kontinent. Während das Kreolische in Louisiana eine aussterbende Sprache ist – es wird heute nur noch von allenfalls 6000 bis 7000 Personen gesprochen, die alle auch Englisch beherrschen –, gibt es in Guayana noch ca. 60 000 (in der Regel bilinguale) Muttersprachler, wobei sich das Kreolische in einer komplexen Kontaktsituation mit mehr als 30 verschiedenen autochthonen und Migrantensprachen befindet. [1]

### DECA: Wissenschaftsgeschichtlicher Kontext

Wenngleich die Anfänge der Erforschung kreolischer Sprachen bereits im 19. Jahrhundert liegen, setzte die moderne Kreolistik erst in den 1960er Jahren ein. Schon früh hat die Frage nach der Bedeutung der afrikanischen »Substrat«-Sprachen zu einer lebhaften Kontroverse um deren Rolle bei der Herausbildung der Kreolsprachen geführt. In diesem wissenschaftsgeschichtlichen Kontext muss die Erarbeitung eines etymologischen Wörterbuchs für die FKS



1 Die Verbreitung der Frankokreolsprachen.

Quelle © Annegret Bollée, Romanische Kreolsprachen V. Französische Kreolsprachen, in: Günter Holtus, Michael Metzeltin, Christian Schmidt (Hrsg): Lexikon der Romanistischen Linguistik. Band VII: Kontakt, Migration und Kunstsprachen. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1998, S. 663.

gesehen werden, dessen Ziel die Dokumentation der Herkunft und der historischen Schichtung des kreolischen Wortschatzes ist. Als Modell diente nicht von ungefähr das *Französische Etymologische Wörterbuch* (FEW) von Walther von Wartburg (1922–2001), eine »Darstellung des galloromanischen Sprachschatzes« in seiner ganzen dialektalen Vielfalt.

Das durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte *Dictionnaire étymologique des créoles français* (DECA) (Leitung: Annegret Bollée (Bamberg), Dominique Fattier (Universität de Cergy-Pontoise) und Ingrid Neumann-Holzschuh (Regensburg)) ist die Fortsetzung des *Dictionnaire étymologique des créoles français de l’Océan Indien* (DECOI) (Hamburg, Buske Verlag). Wie das DECOI besteht das DECA aus zwei Teilen: Teil I umfasst die Wörter französischen Ursprungs (drei Bände, erschienen 2018), Teil II die Wörter unbekanntem und nicht-französischen Ursprungs (ein Band, erschienen 2017). Mit den insgesamt acht Bänden des DECOI und des DECA liegt erstmals eine umfassende historisch orientierte Dokumentation der im Indischen Ozean und in der amerikanischen Zone gesprochenen FKS vor.

### Etymologische Recherche

Für das DECA wurden sämtliche für die FKS der *zone américaine* vorliegenden Wörterbücher und Sprachatlanten ausgewertet. Darüber hinaus flossen einschlägige

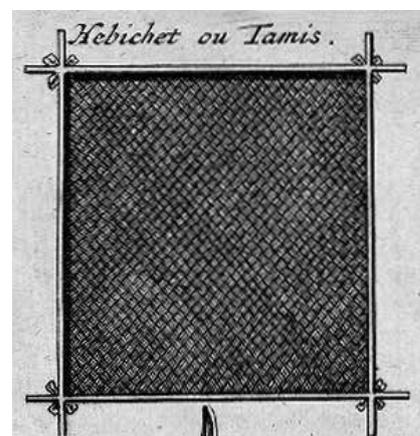
Quellen aus der Kolonialzeit (wie diverse Reiseberichte und Naturkundebücher) in die Datenerfassung ein. Die Belege in geographischer Anordnung stammen aus Louisiana, Haiti, Guadeloupe, Marie-Galante, Martinique, Dominica, Sainte-Lucie, Trinidad, Guayana und Brasilien, wo eine archaische Varietät des Guayana-Kreols gesprochen wird. Während die kreolischen Wörter französischen Ursprungs unter dem französischen Etymon erscheinen, dient für die kreolischen Belege von Wörtern nicht-französischen bzw. unbekanntem Ursprungs eine kreolische Form als Lemma (in der Regel aus dem Haiti-Kreol; diese Form erscheint auch für die im Folgenden genannten kreolischen Wörter). Es folgen Ableitungen und Komposita sowie der etymologische Kommentar.

Grundsätzlich wurde im DECA versucht, über die reine Etymologie hinaus auch wortgeschichtliche Informationen einfließen zu lassen. Bei kreolischen Wörtern mit einer französisch-dialektalen Herkunft reicht es zum Verständnis des Wortes oft nicht aus, lediglich das französische Etymon zu zitieren, vielmehr ermöglicht erst ein wortgeschichtlicher Kommentar das Verständnis der spezifisch kreolischen Bedeutung bzw. seiner Aussprache.

Ein Beispiel aus dem DECA sind die haitianischen Wörter *matlò(t)* »Zweitfrau« bzw. *matlotay* »common law mariage« und *nan matlotay ak* »to be involved with s. o.; to share a lover, date the same guy«. Natürlich hängen diese Wörter mit dem französischen Etymon *matelot* »Matrose« zusammen (das wiederum aus dem Nie-

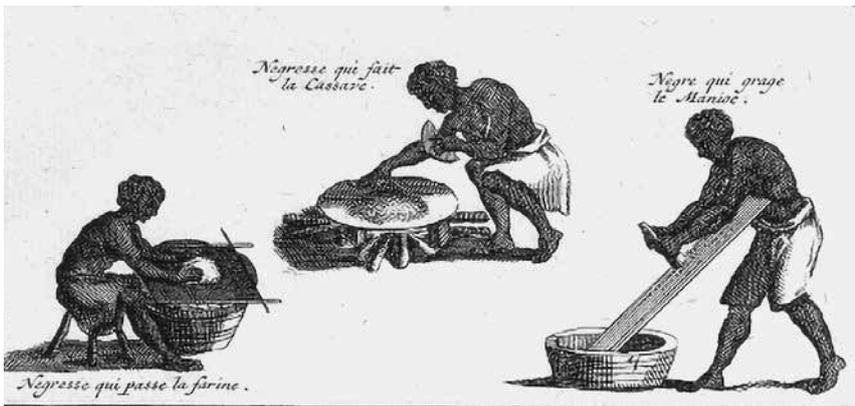
derländischen stammt), wie aber ist die neue Bedeutung zu erklären, die im Französischen Frankreichs nicht belegt ist? Wortgeschichtlich relevant sind hier zwei Einträge aus der *Histoire des aventuriers flibustiers* von Alexandre Olivier Exquemelin (1699). Daraus geht hervor, dass in der Kolonialzeit die Freibeuter (*flibustiers*) sich untereinander freundschaftlich als »matelot« bezeichneten, wobei die Freundschaft so weit gehen konnte, dass man sich auch die gleiche Frau teilte, was dann als *matelotage* bezeichnet wurde. Erst später bekam das Wort dann die Bedeutung »zwei Frauen (die sich gegenseitig als *matelotes* bezeichnen), die sich den gleichen Mann teilen«.

Welche Bedeutung die Auswertung alter Reiseberichte bzw. Beschreibungen des Lebens in den Kolonien für die wortgeschichtlichen Analysen des DECA hat, kann auch anhand des Worts *ebichèt* »Sieb für Maniokmehl« gezeigt werden. [2] Eine der wichtigsten Quellen für das frühe Leben der französischen Siedler in der Karibik stammt vom Missionar, Botaniker und Plantagenbesitzer Jean-Baptiste Labat, der zwischen 1694 und 1706 auf den Antillen lebte und der in seinem Bericht *Nouveau voyage aux îles de l’Amérique* unter anderem minutiös den Anbau und die Verarbeitung von Maniok, die Herstellung von *kasav* (französisch *cassave*, »Maniokmehl«), eines der Grundnahrungsmittel auf den Antillen, sowie die dazu benötigten Werkzeuge, beispielsweise den *ebichèt* (regionalfranzösisch *hébichet*), schildert. Durch die Einbeziehung der Illustrationen aus der Ausgabe von 1724 gewinnt die vorgeschlagene Etymologie – das Wort stammt aus der Indianersprache Arawak –



2 *ebichèt*: Sieb für das Maniokmehl. Quelle: *Nouveau voyage aux îles de l’Amérique* von Jean-Baptiste Labat, vol. I, 1724 (avant p. 17).

Reproduktion: Gerald Raab, Staatsbibliothek Bamberg, Bp Geogr it q 152-1\_vor S. 17



3 Sklaven bei der Maniokverarbeitung. Quelle: *Nouveau voyage aux isles de l'Amérique* von Jean-Baptiste Labat, vol. I, 1724 (avant p. 127).

Reproduktion: Gerald Raab, Staatsbibliothek Bamberg, Bip Geogr q 152-1\_vor S. 127

an Anschaulichkeit: Der *ebichèt* war eine Art Sieb, das ursprünglich von den Indianern, später dann auch von den Sklaven zur Herstellung von Maniokmehl verwendet wurde. [3]

Anhand der Wörter *manyòk* und *kasav* kann ein weiteres methodologisches Problem erläutert werden: Wie soll mit solchen

Wörtern verfahren werden, die wie diese beiden Wörter zwar amerindianischen Ursprungs sind, in die Kreolsprachen aber nicht aus den Indianersprachen direkt, sondern über das frühe Kolonialfranzösische bzw. das Kolonialspanische gekommen sind? Beide Wörter waren bereits lange vor der Entstehung der Kreolsprachen im Fran-

zösischen bzw. Spanischen belegt. Soll ein etymologisches Wörterbuch der Kreolsprachen also lediglich die *etimologia proxima*, also das kolonialfranzösische Wort, oder nicht auch die *etimologia remota*, also das amerindianische Etymon, angeben? Im DECA wurde vom in den etymologischen Wörterbüchern der romanischen Sprachen gängigen Prinzip der *etimologia proxima* abgewichen und als Etymon das nicht-französische Wort angegeben und dessen Geschichte nachgezeichnet.

So stammt zum Beispiel *manyòk* vom südamerikanischen Tupi-Wort *manihoca* ab und ist bereits sehr früh in die Sprache derjenigen Franzosen, die zwischen 1555 und 1560 die Küste Brasiliens erkundeten, entlehnt worden; der Erstbeleg stammt von 1556. Von dort gelangte dieses Wort auf die Antillen, hier ist es seit 1640 attestiert. Das Wort *kasav* wiederum stammt aus dem Taino, der indigenen Sprache der Großen Antillen. Es ist bereits 1492 im Spanischen, 1599 dann auch im Französischen der frühen Siedler und Freibeuter belegt. Beide Wörter zeigen, dass die Karibik von



Foto © Evelyn Wiesinger

4 Maniokwurzeln auf einem Markt in Sinnamary, Französisch-Guayana.

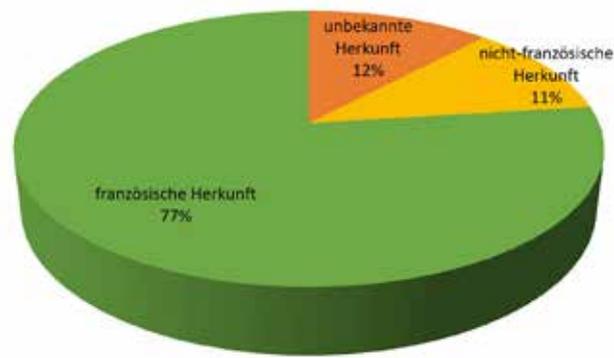
jeher eine durch Binnenmigration und Sprachkontakt geprägte multilinguale und multiethnische Zone war.

Mit seinem *Dictionnaire Caraïbe-Français* von 1665 liefert Père Breton eines der ersten bedeutenden Zeugnisse für den sogenannten *langage des isles*, der frühen, zwischen Indianern und Europäern verwendeten Verkehrssprache, die sich durch ein spezifisches Vokabular auszeichnet. Neben *manyòk* und *kasav* gehören dazu zahlreiche weitere, noch heute in den FKS der Karibik belegte Wörter aus dem Taino (zum Beispiel *amak* ›Hängematte‹, *tabak*, *patat* ›Süßkartoffel‹). [4] Diese Wörter kamen meist über das Kolonialspanische in den *langage des isles*, denn das Taino war zur Zeit der Ankunft der Franzosen in der Region bereits ausgestorben. Auch das Wort *maron* ›entlaufener Sklave‹ stammt ursprünglich aus dem Taino und ist vermutlich ebenso über das Kolonialspanische und/oder -französische in die FKS gelangt.

All diese Wörter zirkulierten bereits vor der Ankunft der ersten afrikanischen Sklaven (1616 auf St. Christophe und 1635 auf Guadeloupe und Martinique) in der Karibik und zeigen, dass sich die Sprachpraktiken der ersten Siedler und Seeleute unter dem Einfluss des neuen Habitats verändert hatten. Nicht nur musste Neues aus Flora und Fauna benannt werden, auch für die kulturellen Praktiken der Ureinwohner mussten neue Bezeichnungen gefunden werden. Dabei besteht der *langage des isles* keineswegs nur aus ›exotischen‹ Wörtern, auch französische Wörter bekommen in der neuen Welt eine neue Bedeutung: *abitant* (französisch *habitant*) bedeutet in der Neuen Welt jetzt nicht mehr ›Kleinbauer‹ sondern ›Plantagenbesitzer‹. Obwohl nicht genau gesagt werden kann, ab wann ein französisches Wort tatsächlich ein kreolisches Wort geworden ist, ist es sehr wahrscheinlich, dass bereits die ersten Sklaven Wörter wie *manyòk*, *maron* oder *ebichèt* aus dem Mund der Kolonialherren gehört haben – und dies lange vor der eigentlichen Entstehung und Stabilisierung der Kreolsprachen.

### Zusammensetzung des Wortschatzes

Der erste und zweite Teil des DECA weisen zusammen ca. 20 000 Lemmata auf. Das folgende Diagramm zeigt, wie die Lemmata sich aus etymologischer Sicht verteilen:



Aus der Abbildung geht hervor, dass fast 80 % des Wortschatzes der FKS der amerikanischen Zone französischen Ursprungs sind, die Wörter nicht-französischen Ursprungs machen 11 %, die Wörter unbekanntem Ursprungs 12 % aus.

Betrachtet man nur die Wörter unbekanntem und nicht-französischen Ursprungs (das DECA II umfasst ca. 4580 Einträge) ergeben sich folgende Zahlen: 51 % der Wörter sind unbekanntem Ursprungs, 49 % haben ein gesichertes nicht-französisches Etymon.

	Anteil am Wortschatz mit gesicherter nicht-französischer Herkunft
Afrikanismen	12 %
Amerindianismen	8 %
Hispanismen	10 %
Anglizismen	38 %
Onomatopoeitika	20 %
Verschiedenes	12 %

Die Tabelle zeigt, dass die Wörter afrikanischen, indianischen und spanischen Ursprungs jeweils ungefähr 10 % des Wortschatzes mit gesicherter nicht-französischer Herkunft ausmachen, die Zahl der Anglizismen ist hingegen insgesamt gesehen fast viermal so hoch. Allerdings besitzen die genannten Gesamtzahlen wegen der sehr ungleichen lexikographischen Dokumentation der einzelnen Kreolsprachen nur vorläufigen Charakter.

### Louisiana und Guayana – periphere Kreolsprachen und ihr Wortschatz

Bilden Louisiana und Guayana vielleicht eine Ausnahme, sind sie also im Sinne der Areallinguistik im Verhältnis zur zentralen Karibikzone als laterale Regionen zu verstehen, deren Kreolsprachen bestimmte sprachliche Spezifika aufweisen? Um diese

Frage zu beantworten, wurden die Einträge für Louisiana und Guayana im DECA II extrahiert und zunächst einer Einzelanalyse hinsichtlich der verschiedenen Entlehnungen unterzogen (vgl. Neumann-Holzschuh/Wiesinger, im Druck).

Zunächst fiel auf, dass nur 10 % der insgesamt 4580 Lemmata des DECA II auch im Louisiana bzw. Guayana-Kreol belegt sind! Allein diese Zahl zeigt, dass das Louisiana- und das Guayana-Kreolische tatsächlich eine Sonderrolle einnehmen. Nimmt man als Ausgangspunkt lediglich die 452 in Louisiana und die 410 in Guayana attestierten Wörter, zeigt sich, dass die Überschneidungsmenge zwischen dem Louisiana-Kreol und den FKS der Karibik deutlich geringer (26 %) ist als die zwischen dem Guayana-Kreol und den karibischen Kreolsprachen (59 %). Dies spricht dafür, dass vor allem das Louisiana-Kreol in lexikologischer Hinsicht in der Tat eine ›periphere‹ Kreolsprache ist. [5]

Auch in Bezug auf die Afrikanismen gibt es deutliche Unterschiede: In Louisiana sind nur 4 % der Wörter nicht-französischen Ursprungs afrikanischer Herkunft, in Guayana hingegen immerhin 12 %. Die meisten der in Louisiana und Guayana attestierten Afrikanismen sind auch in der Karibik belegt; vermutlich sind auch diese Wörter über den *langage des isles* nach Louisiana und Guayana gelangt. Auffällig ist allerdings, dass in beiden Kreolsprachen bestimmte semantische Felder fehlen. So ist zum Beispiel der Großteil des in der Karibik belegten Voodoo-Wortschatzes nicht attestiert, und in der Tat hat diese synkretistische Religion weder in Louisiana noch in Guayana die gleiche Rolle wie etwa auf Haiti gespielt. Linguistische Daten und soziokulturelle Beobachtungen belegen daher unabhängig voneinander, dass sich die karibischen Randgebiete von der Kernzone deutlich unterscheiden.

Unterschiede gibt es auch bei denjenigen Amerindianismen, die überwiegend



Foto © Ingrid Neumann-Holzschuh

5 Whitney Plantage (Museum) in Wallace, Louisiana.

Pflanzen und Tiere sowie Alltagsgeräte bezeichnen: Nur 7 % der louisianakreolischen Wörter haben ein indianisches Etymon, in Guayana hingegen sind es nicht zuletzt aufgrund der zum Teil bis heute andauernden Kontaktsituation 29 %. Die Hälfte der louisianakreolischen Wörter amerindi-

anischen Ursprungs – es handelt sich um Wörter aus nordamerikanischen Indianersprachen – ist bereits im 16. Jahrhundert mit den ersten Siedlern aus Québec bzw. den *coureurs des bois* (Waldläufern) in die Region um die Mississippi-Mündung gelangt. Die andere Hälfte stammt aus

südamerikanischen und westindischen Indianersprachen; es sind zumeist Wörter, die im karibischen Raum schon vor der Ankunft der Sklaven zirkulierten. In Guayana finden sich dagegen auch Wörter, die direkt aus dem im nördlichen Teil des südamerikanischen Kontinents verbreiteten Tupi und dem Festlandkaribischen entlehnt wurden. Viele Wörter des Inselkaribischen, die sehr lokal nur auf den Antillen belegt sind und chronologisch gesehen einer jüngeren Schicht angehören, fehlen hingegen in beiden peripheren Kreolsprachen. [6]

Weitere Besonderheiten, die das Louisiana- und das Guayana-Kreolische aus dem Verbund der FKS der amerikanischen Zone herausheben, erklären sich zum Teil ebenfalls durch ihre Lage auf dem nord- oder südamerikanischen Kontinent. Der louisianakreolische Wortschatz französischen Ursprungs weist nicht nur zahlreiche Gemeinsamkeiten mit dem Französischen in Québec und den maritimen Provinzen New Brunswick, Nova Scotia und Prince-Edward-Insel (die ehemalige *Acadie*) auf, sondern auch eine Fülle von Anglizismen, die der Omnipräsenz des Englischen in die-



Quelle: Postkarte aus der Privatsammlung Francine Conde Salazar

6 Kreolischer Tanz bei Cayenne, Französisch-Guayana.

sem Bundesstaat seit dem 19. Jahrhundert geschuldet sind. Charakteristisch für das Guayana-Kreol sind demgegenüber bestimmte zum Kernwortschatz gehörende Lusitanismen, was unter anderem mit der frühen Präsenz von aus Brasilien eingewanderten lusophonen Juden und deren Sklaven zusammenhängt.

## Wörterbücher – eine spannende Lektüre

Als erste umfassende Bestandsaufnahme des lexikologischen Sprachschatzes aller FKS in der amerikanischen Zone ist das DECA nicht nur für die Sprachwissenschaft eine Goldgrube, sondern auch für Historiker oder Kulturwissenschaftler. Generell sind Wörterbücher immer auch »Lesebücher«, d. h. sie geben Aufschlüsse über das lexikalische Inventar einer Sprechergemeinschaft in Synchronie und Diachronie, sie dokumentieren sprachlichen Wandel und sprachliche Produktivität. Dabei erlauben historisch ausgerichtete Wörterbücher oft-

mals sogar Rückschlüsse auf frühe Sprach- und Kulturkontakte innerhalb einer Region. Schließlich sind Wörterbücher immer Teil des kulturellen Gedächtnisses einer Sprechergemeinschaft, und als solches versteht sich auch das DECA: Es ist ein Spiegel der vielfältigen kulturellen und sprachlichen Beziehungen zwischen verschiedenen europäischen und nicht-europäischen Völkern, die die karibische und zirkumkaribische Zone in der Kolonialzeit bevölkerten. Wörter sind Teil des kulturellen Erbes einer Gesellschaft, sie verbinden Sprecher, sind identitätsstiftend und verdienen es von daher, gesammelt und erklärt zu werden.

## Literatur

Annegret Bollée, Dominique Fattier, Ingrid Neumann-Holzschuh (Hg.) avec la contribution de Philip Baker, Jean-Paul Chauveau et Hector Poulet, Rédaction: Annegret Bollée, Katharina Kernbichl, Ulrike Scholz et Evelyn Wiesinger, *Dictionnaire étymologique des créoles français d'Amérique*. Première Partie: Mots d'origine française (Kreolische Bibliothek, 29/1). 3 Bände. Hamburg: Buske, 2018.

Annegret Bollée, Dominique Fattier, Ingrid Neumann-Holzschuh (Hg.) avec la contribution de Philip Baker, Jean-Paul Chauveau et Hector Poulet, Rédaction: Annegret Bollée, Katharina Kernbichl, Ulrike Scholz et Evelyn Wiesinger, *Dictionnaire étymologique des créoles français d'Amérique*. Deuxième Partie: Mots d'origine non-française ou inconnue (Kreolische Bibliothek, 29/II). Hamburg: Buske, 2017.

Ingrid Neumann-Holzschuh, *Entre la Caraïbe et l'Amérique du Nord: le créole louisianais et son lexique à la lumière de ses contacts linguistiques et culturels*. In: Ottmar Ette, Gesine Müller (Hg.), *New Orleans and the Global South. Caribbean, Creolization, Carnival*. Hildesheim et al.: Georg Olms, 2017, S. 71–96.

Ingrid Neumann-Holzschuh, Evelyn Wiesinger, *Deux créoles à la périphérie? Les créoles louisianais et guyanais à la lumière de leur lexique d'origine non-française*. In: Gabriele Knauer, Mercedes A. Ortiz Wallner, Ineke Phaf-Rheinberger (Hg.), *Mundos Caribeños – Caribbean Worlds – Mondes Caribéens*, im Druck.

Evelyn Wiesinger, *Non-French lexicon in Guianese French Creole. A sociohistorical and linguistic study on the African contribution*. In: *Journal of Pidgin and Creole Languages* 34/1 (2019), S. 3–48.



Foto © Photo Studio Büttner Regensburg

Dr. phil. **Evelyn Wiesinger**, geboren in Regensburg. Studium der Romanischen Philologie, Interkulturellen Studien und Gender Studies an den Universitäten Passau, Regensburg und an der Universidad Complutense Madrid (Spanien). 2015 Abschluss der binationalen *Cotutelle de thèse* an den Universitäten Regensburg und Aix-Marseille (Frankreich) zur Nominalphrase des Guayana-Kreols. 2011 bis 2015 Wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt *Dictionnaire étymologique des créoles français d'Amérique*. Seit 2015 Akademische Rätin a. Z. für Romanische Sprachwissenschaft an der Universität Regensburg; seit 2017 Habilitationsprojekt zu Verb-Partikel-Konstruktionen im Spanischen.

**Forschungsgebiete:** Syntax-Semantik-Pragmatik-Interface in romanischen Sprachen und Kreolsprachen (Nominaldetermination, Verb-Partikel-Konstruktionen), Sprachkontakt, Variation und Wandel, Konstruktionsgrammatik, Korpuslinguistik, Verschriftung und Normierung von Minderheitensprachen.



Foto © Juliane Zitzspberger/reteller neverflash, photo

Prof. Dr. phil. **Ingrid Neumann-Holzschuh**, geboren in Osterode/Harz. Studium der Romanistik und Anglistik für das Lehramt an den Universitäten Köln, Kiel und Tours (Frankreich); Promotionsstudium (Hispanistik) an der Universität Bamberg. In Bamberg Promotion (1982) mit einer Arbeit zum Kreolischen in Louisiana sowie Habilitation (1993) zur Satzgliedanordnung im mittelalterlichen Spanisch. 1993 bis 1995 Vertretung einer Professur an der Katholischen Universität Eichstätt, seit 1995 Professorin für Romanische Sprachwissenschaft (Französisch und Spanisch) an der Universität Regensburg.

**Forschungsgebiete:** Romanische Kreolsprachen (Drittmittelprojekt Deutsche Forschungsgemeinschaft: *Dictionnaire étymologique des créoles français d'Amérique*, zusammen mit den Universitäten Bamberg und Cergy-Pontoise, Frankreich), die Varietäten des Französischen in Nordamerika (Drittmittelprojekt Deutsche Forschungsgemeinschaft: *Grammaire Comparée des français d'Acadie et de Louisiane*), Frankophonie, Spanisch in den USA, interne und externe Geschichte des Spanischen, Sprachkontakt und Sprachwandel.

# MEINE HEIMAT

# MEIN STIPENDIUM

**FORTALENTS**  
Stipendium



**BEWERBUNGS-  
SCHLUSS**  
**15.07.2019**

## Führungsnachwuchs für Regensburg.

Während des Studiums Oberwasser behalten, nicht von Nebenjob zu Nebenjob sprinten, mehr Zeit für sich selbst haben: **FORTALENTS** gibt Studierenden der Universität Regensburg finanzielle Sicherheit und eröffnet wertvolle Möglichkeiten drei regionale Unternehmen persönlich und gut organisiert kennenzulernen. Ganz ohne zeitraubende Bürokratie, Notendruck und komplizierte Formalitäten.

**Die Eckert Schulen AG, die Götz-Management-Holding AG und die EUROASSEKURANZ Versicherungsmakler AG:**

Drei erfolgreiche Regensburger Unternehmen haben sich zusammengeschlossen, bieten dem Fachkräftemangel die Stirn und aufstrebendem Nachwuchs die Möglichkeit zur beruflichen Verwirklichung – individuell, zeitgemäß und zukunftsorientiert.

**GÖTZ**  
quality services

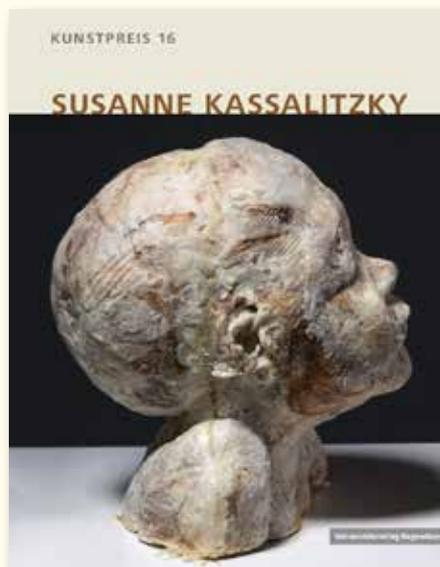
**EUROASSEKURANZ**  
Versicherungsmakler AG

**ECKERT  
SCHULEN**

[WWW.FORTALENTS-STIPENDIUM.COM](http://WWW.FORTALENTS-STIPENDIUM.COM)

[FACEBOOK.COM/FORTALENTSSTIPENDIUM](https://www.facebook.com/FORTALENTSSTIPENDIUM)

# Universitätsverlag Regensburg



Institut für Kunsterziehung Universität  
Regensburg (Hg.)

**SUSANNE KASSALITZKY**

Kunstpreis 16

32 S., 19 Farbabb.,  
21 × 27 cm, geheftet

ISBN 978-3-86845-152-8

€ 9,95



Birgit Eiglsperger, Andreas Kestler (Hg.)

**LEBENSRAUM**

Kunst für das  
Paul Gerhardt Haus

Reihe: Kunst und Wissenschaft, Bd. 3

144 S., 92 Farbabb.,  
17 s/w-Abb., 21 × 27 cm, Softcover fadengeheftet

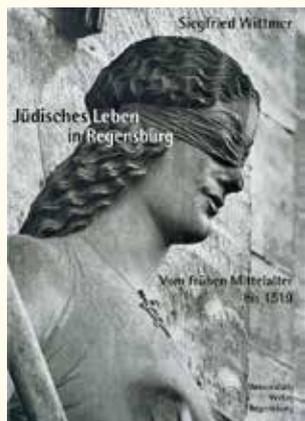
ISBN 978-3-86845-143-6

€ 14,95

[www.universitätsverlag-regensburg.de](http://www.universitätsverlag-regensburg.de)

176 Seiten,  
32 s/w-Abbildungen  
17 × 24 cm, Hardcover,  
fadengeheftet

ISBN 978-3-930480-54-8  
€ 11,45



Siegfried Wittmer

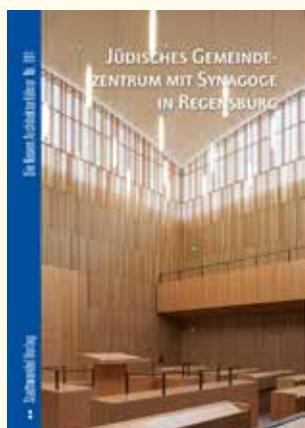
## Jüdisches Leben in Regensburg

Vom frühen Mittelalter bis 1519

Sie waren reich und sie waren gebildet. Sie verfügten über weitreichende Beziehungen, und sie ehrten die Feiertage nach dem Zeugnis des Regensburger Barfüßers Berthold nicht selten mehr als manche christliche Familie. Siegfried Wittmer, Historiker und Hebraist, schildert, wie die Juden in Regensburg bis weit ins 15. Jahrhundert nicht nur von Päpsten und Kaisern, sondern auch von den maßgebenden Bürgern Regensburgs protegiert wurden. Die durch Waren- und Geldhandel zu Reichtum gelangten Söhne Israels revanchierten sich dafür mit erheblichen Steuerleistungen. Erst die maßlosen finanziellen Forderungen einzelner Herrscher des Spätmittelalters, der fatale Verzicht der Handelsstadt Regensburg auf eine eigene Warenproduktion und der übertriebene Heiligenkult vieler Christen beschworen die Katastrophe von 1519 herauf – die Vertreibung der Juden und die Zerstörung ihres Wohnviertels.

32 Seiten  
19 Farb-, 1 s/w-Abb.  
div. Pläne und Grafiken  
11 × 16 cm, Softcover,  
geheftet

ISBN 978-3-86711-248-2  
€ 3,00



Claudia Fuchs / Marcus Ebener (Fotos)

## Jüdisches Gemeindezentrum mit Synagoge in Regensburg

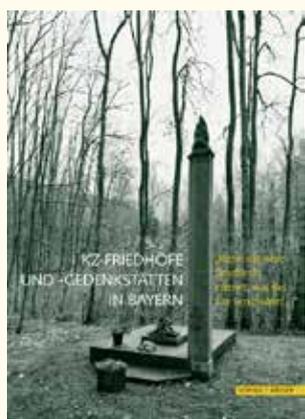
Die Neuen Architekturführer Nr. 191

Am 9. November 1938 wurde die Regensburger Synagoge aus dem Jahre 1912 von den Nationalsozialisten niedergebrannt. Nur das Gemeindehaus blieb stehen und diente ab 1969 dem Gemeindeleben als Mehrzwecksaal. Da dieser aber für die wachsende jüdische Gemeinde Regensburgs, sie zählt heute über 1.000 Mitglieder, zu klein wurde, sollte ein Neubau errichtet werden. Am 27. Februar 2019 wurden die neue Synagoge und das Gemeindezentrum eröffnet. Mit brillanten Fotos erschließt die Publikation des Stadtwandel-Verlags dem Leser auf kompakte Art und Weise die außergewöhnliche Architektur des Ortes, seine Entwicklung und Intention. Die neuen Architekturführer zeigen Architekturklassiker und aktuelle Projekte aus Deutschland. Neben den brillanten Bildern finden Sie informative Texte, die Ihnen auch über den Architekten, den Bau und die Nutzung des Objekts Auskunft geben.

Hg. von der Bayr. Verwaltung  
der staatlichen Schlösser,  
Gärten und Seen  
Bearb. von Constanze  
Werner

440 Seiten, 20 Farb-,  
114 s/w-Abb., 21 × 28 cm  
Hardcover, fadengeheftet

978-3-7954-2483-1  
€ 49,95



## »Wenn das neue Geschlecht erkennt, was das alte verschuldet ...«

KZ-Friedhöfe und -Gedenkstätten in Bayern

Das Buch dokumentiert den letzten Akt der Verbrechen des NS-Regimes im Frühjahr 1945: Tausende von ausgemergelten KZ-Häftlingen wurden in Todesmärschen durch die bayerischen Landkreise getrieben, viele kamen um, wurden ermordet und verscharrt. Massengräber säumten die Wege dieser Transporte. Heute erinnern in Bayern Friedhofsanlagen, Grabzeichen und Denkmäler an das Grauen und an die Menschen, die ihm zum Opfer fielen. Nach Kriegsende sorgten alliierte und deutsche Behörden für die Exhumierung und würdevolle Bestattung der Toten. Es entstanden Friedhofsanlagen, Grabzeichen und Denkmäler, die den Opfern ein ehrendes Gedenken bewahren sollten. Darüber hinaus zeugen diese Stätten heute von den Anfängen der Erinnerungskultur in einer Zeit, in der das Grauen der Verbrechen überall noch lebendig vor Augen stand. Die Dokumentation der KZ-Friedhöfe und Gedenkstätten in Bayern sowie die Namenslisten der Opfer basieren auf umfassenden Recherchen, die im Auftrag der für die Pflege zuständigen Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen unternommen wurden. Eine Einleitung der Historikerin Constanze Werner bringt neues Wissen über die Todesmärsche in Bayern ans Licht. Reiches Bildmaterial, sowohl historische Fotos als auch aktuelle Aufnahmen vom Erscheinungsbild der Gedenkstätten in Bayern vergegenwärtigen ein dunkles Kapitel bayerischer Geschichte.

# Universitätsverlag Regensburg



## 50 JAHRE UNIVERSITÄT REGENSBURG

1. Auflage 2017

432 S., 288 Farbabb., 35 s/w-Abb., 24 x 30 cm,  
Hardcover fadengeheftet

ISBN 978-3-86845-148-1

€ 24,95

